

MATTHIAS
BORNGREBE

PQ

---ROMAN---

Matthias Borngrebe

PQ

--- LESEPROBE ---

Matthias Borngrebe

PQ

Januar 2016

Impressum:

© 2016 Copyright by

Matthias Borngrebe

2300 Kopenhagen, Dänemark

matthiasborngrebede@gmail.com

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-7380-5433-0

www.matthiasborngrebe.de

INHALT

PROLOG

I.

1. DER ANFANG
2. DIE GUTMENSCHEN
3. DER SKANDAL

II.

4. DER MORGEN DANACH
5. DER BLOGPOST
6. DIE IMMERKLUGEN

III.

7. DAS MOTIV
8. DIE HINTERBLIEBENEN
9. DAS URTEIL

IV.

10. DIE NEUE WELT

PROLOG

Ein guter Mensch sein! Wäre jemals jemand auf die Idee gekommen, Johanna danach zu fragen, was ihr das Wichtigste im Leben war, worauf sie den größten Wert legte, hätte sie vermutlich, nach gründlichem Nachdenken, mit Entschiedenheit und einer gewissen Naivität in der Stimme geantwortet: Sie wolle ein guter Mensch sein. Nicht mehr, nicht weniger.

Sie gab sich alle Mühe, ihren eigenen Ansprüchen gerecht zu werden, – und doch war das offensichtlich nicht genug. Sie war Mitte dreißig, hatte noch nichts in ihrem Leben erreicht – und das zeigte PQ ihr jeden Tag unmissverständlich. Ihr Persönlichkeitsquotient stagnierte bei 600, in dem Bereich, wo rund ein Drittel der Bevölkerung angesiedelt war, oft ohne irgendetwas Besonderes dafür zu tun. Der gute Wille allein zählte nicht; um sich von der Masse, vom Durchschnitt abzusetzen, war mehr erforderlich, um sich zu unterscheiden, musste Johanna eine große Tat vollbringen.

Den Moment, in dem sie Carolin das Messer in den Rücken rampte, hatte Johanna am meisten gefürchtet. Wann immer sie sich vorgestellt hatte, wie die Klinge in Carolins Körper eindringen und vielleicht ein lebenswichtiges Organ verletzen oder von einem Knochen abgebremst werden würde, hatte sie physischen Schmerz empfunden, wie bei brutalen Szenen in Filmen, wenn sie die Hände vors Gesicht nahm, um nicht hinsehen zu müssen.

Dass es letztlich so einfach war, einen anderen Menschen zu töten, erstaunte und erschreckte sie. Sie hatte mit großer Kraftanstrengung

gerechnet, hatte befürchtet, dass sie zu klein und zu schwach sein könnte, eine solche Tat auszuführen. Umso überraschter war sie, als sie beim ersten Zusteichen fast keinerlei Widerstand spürte, es war, als würde das Messer seinen Weg von allein finden, als wäre sie gar nicht daran beteiligt. Ihr Arm holte mehrmals aus und ließ zwischen den einzelnen Stichen keine Zeit verstreichen, damit es schnell vorbei war und Carolin keine Gelegenheit hatte, sich umzudrehen. Johanna wollte auf keinen Fall das Gesicht ihres Opfers sehen, den Ausdruck, den Blick. Nach dem dritten Stich ging Carolin zu Boden, auf die Knie, und fiel dann vornüber in den feuchten Rasen. Johanna konnte nicht einschätzen, ob sie bereits tot war, zur Sicherheit stach sie noch einige Male zu, immer und immer wieder in das einst feine cremefarbene Seidennachthemd, das inzwischen blutgetränkt war.

Carolin würde, davon war Johanna überzeugt, von ihrem Tod überrascht worden sein, hatte, so hoffte sie, möglichst wenig davon mitbekommen. Johannas Plan hatte zunächst darin bestanden, ins Haus einzudringen und Carolin dort zu töten, aber weil sie nicht gewusst hatte, wie sie das anstellen sollte, ohne allzu große Aufmerksamkeit zu erregen, und außerdem unter keinen Umständen plötzlich Carolins entsetzten Kindern hatte gegenüberstehen wollen, war sie auf die Idee gekommen, Carolin in den Garten zu locken. Sie hatte bis kurz nach zwölf gewartet, bis sie von draußen hatte beobachten können, wie Carolin, offenbar auf dem Weg ins Bett, zwischen Wohnzimmer, Küche und Bad hin- und hergelaufen war. Dann war sie zu einem Baum in der Nähe der Terrasse geschlichen, hatte dort eine eingeschaltete Taschenlampe platziert, um Carolins Neugier zu wecken, und sie durch an das Wohnzimmerfenster geworfene Tannenzapfen dazu bewegt,

nach draußen zu schauen. Was mag in Carolins Kopf vorgegangen sein, als sie vorsichtig und mit einem Telefon in der Hand auf die Terrasse getreten war? Hatte sie mit einem Einbrecher gerechnet, hatte sie Angst gehabt? Johanna hatte sich hinter der Hauswand neben der Terrasse versteckt und war, als Carolin den ersten Schritt in die Wiese gesetzt hatte, nach vorne gestürzt, um von hinten auf sie einzustechen.

Als alles vorbei war, blieb Johanna im Garten stehen und betrachtete lange die tote Carolin. Teil ihres Plans war es auch gewesen, den Tatort nach dem Mord so schnell wie möglich zu verlassen. Sie war nicht davon ausgegangen, dass sie den Garten vollkommen unbemerkt betreten, dass sie die Tat ungestört würde ausführen können. In ihrer Vorstellung hatte Carolin furchtbare Schreie ausgestoßen, die das halbe Viertel in Angst und Schrecken versetzten; auch einen Kampf mit ihr und die Möglichkeit, dass ihrem Opfer die Flucht gelang, hatte sie einkalkuliert. Bis auf dumpfes Stöhnen hatte Carolin dann jedoch, so unheimlich es war, keine Geräusche von sich gegeben; selbst der Aufprall auf den Boden war im Rasen beinahe lautlos ausgefallen.

Nach einer Zeit stillen Verweilens legte Johanna das Messer zurück in die Plastiktüte, wischte sich mit Papiertaschentüchern das Blut aus dem Gesicht und von den Händen und vergaß auch nicht, die Taschenlampe wieder mitzunehmen. Bevor sie den Garten verließ, zog sie ihr Handy aus der Tasche, machte ein paar Fotos von Carolin und übermittelte PQ über die an ihrer Armbanduhr angebrachten Sensoren ihre Körpertemperatur, ihre Herzfrequenz sowie ihren genauen Standort. Das war Routine, dabei gab es nichts Bestimmtes zu beachten. Schwieriger war es, ihre gefühlte Stimmung auf einer Skala von eins bis zehn anzugeben. PQ empfahl, bei der Eingabe dieses, idealerweise mehrmals

täglich aktualisierten Werts nicht allzu lange nachzudenken, sondern seinem Bauchgefühl zu vertrauen. Das Problem: Johanna hatte noch nie zuvor ein vergleichbares Bauchgefühl gehabt. Einerseits war sie aufgereggt, verunsichert, angespannt und kurz davor, sich zu übergeben, andererseits hatte sie gerade eine große Tat vollbracht, eine der größten Taten ihres bisherigen, an großen Taten nicht unbedingt reichen Lebens. Nach kurzem Zögern entschied sie sich für zehn – eine Zahl, die sie noch nie zuvor gewählt hatte, die ihr aber für diesen außergewöhnlichen Moment angemessen erschien. Sobald sie die Angabe gespeichert hatte, geschah etwas Merkwürdiges: Sie fühlte Hochstimmung in sich aufsteigen, wie sie es schon seit Jahren nicht erlebt hatte, ihre wochenlang vorbereitete Tat war nach Plan verlaufen, sie war nicht in letzter Minute davor zurückgeschreckt, sie war erleichtert, ihre Stimmung glich sich dem gerade dokumentierten Wert an.

Zum Schluss veröffentlichte Johanna an ihrer PQ-Wand ein Foto von Carolins Leiche, auf dem nicht mehr als ein Teil des blutverschmierten Nachthemds zu erkennen war, und folgende, schon seit Tagen in ihrem Kopf vorformulierte Statusmeldung:

Gerade eine PQ-Betrügerin ausgeschaltet.

Johanna Gruber (P^q602)

28.11.20xx, 0:41 Uhr

Erst jetzt, als sie an die Bewertung der Tat durch ihr Netzwerk und die Auswirkungen auf ihren Persönlichkeitsquotienten dachte, fing sie an zu zittern.

Sie verließ den Tatort langsam, nur zögerlich, – und zu Fuß. Sie hatte sämtliche relevanten Fahrpläne des Hamburger Verkehrsnetzes für

diese Nacht auswendig gelernt, wusste genau, wann wo welche U-Bahn fuhr, und, falls es zu unvorhergesehenen Komplikationen kommen sollte, auf welche S-Bahn oder welchen Bus sie ausweichen konnte. Und nun ging sie. Je länger sie ging – vorbei an teuren und nicht immer sehr geschmackvollen Villen, deren Außenlichtanlagen das halbe Viertel bei Johannas Vorbeistreichen strahlend hell beleuchteten –, desto weniger rechnete sie mit plötzlich laut losdröhnenden Polizeirennen. Sie hatte – und das überraschte sie am meisten – keine Angst mehr. Vor nichts und niemandem. Sie war ein wenig besorgt, dass ihr Plan nicht so aufgehen könnte, wie sie es sich ausgemalt hatte, aber Angst, nein, Angst war das nicht mehr, erstaunlicherweise. Ihr Bild der Stunden nach der Tat war von vornherein vage gewesen, unkonkret und unrealistisch wahrscheinlich, nichts war davon bisher eingetroffen. Sie war weder von der Polizei durch ein weiträumig abgeriegeltes Winterhude gejagt noch auf ihrem Fluchtversuch erschossen worden.

Es hatte angefangen zu schneien, der erste Schnee in diesem Winter. Weil kaum Menschen und Autos unterwegs waren, blieb der Schnee liegen, Johannas Schritte wurden leise, eine angenehme Ruhe legte sich über die Stadt. Sie vergaß die auswendig gelernten Fahrpläne, ging langsam zu Fuß nach Hause, sechs Kilometer waren das bestimmt. Sie genoss diesen langen Spaziergang in der so frischen Luft, ihr letzter womöglich in Freiheit.

Als sie gegen halb drei vollkommen durchgefroren zu Hause ankam, nahm sie eine lange Dusche und legte sich anschließend neben Steffen ins Bett. Um fünf stand sie wieder auf, ohne geschlafen zu haben, machte sich einen Kaffee, setzte sich in der Küche vor ihren Laptop,

öffnete die Internetseite von PQ – und wartete darauf, dass ihre PQ-Freunde erwachten.

I.

Ein Jahr früher

1. Der Anfang

Selten waren so viele Menschen in der Kirche von Buttenstedt versammelt wie bei dem Nachmittagsgottesdienst am Heiligen Abend – und das, obwohl abends noch zwei weitere Gottesdienste stattfanden. Johanna war seit ihrer Konfirmation nicht mehr hier gewesen; Weihnachten in die Kirche zu gehen, gehörte nicht zu den Traditionen in ihrer Familie. Dieses Jahr machten sie eine Ausnahme, weil Johannas vierjähriger Neffe Luca beim Krippenspiel des Kindergartens mitwirkte. Deswegen war Johanna schon am Vorabend zu ihren Eltern gefahren, nicht wie in den letzten Jahren erst am 24. Dezember. Dabei wäre Luca ihre Abwesenheit gar nicht aufgefallen, buhlten doch schon genug Erwachsene um seine Aufmerksamkeit: seine Eltern, die vier Großeltern und die Geschwister von Johannas Schwägerin Isa.

Weil Johannas Eltern darauf bestanden hatten, sich gute Plätze zu sichern, waren sie schon fast eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes in der Kirche. Zu diesem frühen Zeitpunkt waren die vorderen – und besten – Reihen bereits besetzt, sie nahmen in einer der mittleren Bänke Platz, Johanna ganz außen und hinter einer Säule, die den Blick auf den Altar versperrte. Nicht einmal bei der Predigt konnte sie den Pfarrer auf der Kanzel sehen.

In den ersten Minuten bemühte sie sich noch, den Worten des Pfarrers zu folgen, doch ihre Gedanken schweiften immer wieder ab. Es würde nicht nur ihr so gehen, sie konnte sich nicht vorstellen, dass irgendjemand in Buttenstedt tatsächlich an Gott glaubte und dem Gottesdienst mit Interesse folgte. Hier war man mit der Kirche aufgewachsen, sie bildete zusammen mit dem kleinen Einkaufsladen und der einzigen

Gaststätte das Zentrum des Orts, deshalb hielt man ihr, zumindest zu besonderen Anlässen, die Treue. Bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen wollte man nicht auf sie verzichten, und Weihnachten sollte sie die Zeit bis zur Bescherung mit einem besinnlichen Programmpunkt überbrücken.

Der recht junge Pfarrer gab sich mit seiner sonoren und festen Stimme alle Mühe, die Menschen zu erreichen, warf verschiedene Köder aus, um sie anzusprechen, aber er holte dabei viel zu weit aus, zitierte zu viel aus der Bibel, verwendete seltsam komplizierte und lange Sätze. So sprach man nicht in Buttenstedt, das war für ihn als Zugezogenen wahrscheinlich schwer zu durchschauen – Johanna aber erkannte es sofort, egal wie lange sie schon nicht mehr in Buttenstedt wohnte, egal wie fremd ihr vieles hier vorkam, wenn sie sich wieder einmal zu einem Besuch bei ihren Eltern durchgerungen hatte.

Als das Krippenspiel begann, war es mit der allgemein schläfrigen Stimmung auf einen Schlag vorbei. Alle setzten sich aufrecht hin, wollten einen Blick auf die vor ihrer Kindergärtnerin in die Kirche einziehenden Kinder erhaschen, jeder beobachtete das Kind, dessentwegen er gekommen war. Luca spielte einen der Heiligen Drei Könige und war mit einem goldenen Gewand verkleidet. Es wurde viel gelacht, der Auftritt der Kinder verfehlte seine Wirkung nicht. Da Johanna kaum etwas sehen konnte, beobachtete sie stattdessen die stolzen, ungewöhnlich glücklichen und amüsierten Gesichter ihrer Eltern.

Nur das unaufhörliche Schreien eines Babys, zwei Bänke vor ihnen, störte die Aufführung. Genervte Blicke richteten sich auf die Eltern des aufrührerischen Kindes, es wurde getuschelt. Den Eltern wiederum war die Situation sichtlich unangenehm, ihr Flüstern klang immer ge-

reizter, sie schoben das Kind zwischen sich hin und her, versuchten im Wechsel, beruhigend auf es einzureden. Das half nichts. Irgendwann kapitulierte der Vater und setzte sich der Schmach aus, aufzustehen und unter den Blicken aller Anwesenden die Kirche zu verlassen. Als er mit dem schreienden Baby im Arm schnellen Schrittes auf den hinten gelegenen Ausgang zusteuerte, erkannte Johanna ihn: Martin.

Johannas Mutter hatte sie in den letzten Jahren – unaufgefordert – über Martins Leben auf dem Laufenden gehalten und mit den Informationen versorgt, die Johanna seinem Facebook-Profil nicht hatte entnehmen können. Von ihr hatte Johanna erfahren, dass er, nur wenige Monate nach der Trennung von Johanna, mit Jenny aus dem Jahrgang unter ihr zusammengekommen war, dass die beiden letztes Jahr geheiratet und ein Haus am Rande von Buttenstedt gebaut hatten, dass Jenny schwanger geworden und das Kind im Herbst schließlich geboren worden war.

Martin und seiner Familie am Heiligabend in der Kirche zu begegnen, stellte keine Überraschung dar – und dennoch traf es Johanna unvorbereitet. Jahrelang war es ihr gelungen, ihm aus dem Weg zu gehen, sie hätte auf diesen einen kurzen Einblick in sein glückliches Leben verzichten können. Er sah gut aus, ein wenig fülliger als früher, aber auch, trotz des schreienden Kindes im Arm, entspannter, er trug nun einen Dreitagebart, hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, offensichtlich war es für ihn die richtige Entscheidung gewesen, sich von Johanna zu trennen.

„Hast du Martin mit seiner Tochter gesehen?“, fragte Johannas Mutter beim Abendessen.

Wegen der aufgeregten Kinder hatten sie mit der Bescherung angefangen, Luca und Leonie, seine sechsjährige Schwester, waren mit Geschenken aller Dimensionen überladen worden und hatten sich aufgeführt, als stünden sie unter Drogen. Johanna hatte von ihren Eltern Geld und von Isa und Christian einen Amazon-Gutschein geschenkt bekommen, weil niemandem etwas Persönlicheres einfiel, was man ihr schenken konnte. Sie selbst hatte, auch nicht origineller, ihrem Vater eine Flasche Wein und ein Buch, ihrer Mutter Parfum und ein Buch und Christian und Isa ebenfalls einen Amazon-Gutschein geschenkt. Sofort nachdem die Bescherung *abgewickelt* war, war Johannas Mutter in der Küche verschwunden, um sich ums Essen zu kümmern. Johanna war ihr gefolgt und hatte versucht, sich nützlich zu machen, doch weil die gesamte Küche nach der Gans im Backofen gestunken hatte, war sie bald wieder ins Wohnzimmer geflüchtet, wo die aufgedrehten Kinder vor der Lebensaufgabe gestanden hatten, mit welchem ihrer zahlreichen Geschenke sie sich beschäftigen sollten, wo Christian und Isa, ihre Gereiztheit unterdrückend, neues Spielzeug zusammengebaut und ihren Nachwuchs davon abgehalten hatten, sich gegenseitig zu malträtieren, während Johannas Vater diese vermeintliche Glückseligkeit mit seiner Kamera aufgenommen hatte.

Erst jetzt, als sie ihre Familie endlich wieder einmal um einen Tisch versammelt sah, der wochenlange Vorbereitungsaufwand in einige gemütliche Stunden mündete, sie sich das zweite Glas Wein einschenkte, hatte Johannas Mutter Muße sich auszumalen, was dieses Glück noch würde steigern können. Johanna hatte damit gerechnet, sie war vorbereitet, sie würde sich nicht aus der Ruhe bringen lassen. „Ja, natürlich,

jeder hat sie gesehen“, antwortete sie auf die Frage ihrer Mutter und stocherte in ihren Kartoffeln herum.

„Nimm doch ein bisschen Soße, dann ist es nicht so trocken“, kommentierte ihre Mutter.

„Mama, ich esse doch kein Fleisch.“

„In der Soße ist ja gar kein Fleisch.“

Johanna lächelte gezwungen. „Ich nehme noch Rotkraut, danke.“

„Warum müssen sie so ein kleines Kind auch mit in die Kirche nehmen!“, empörte sich Isa. „Kein Wunder, dass es irgendwann anfängt zu schreien! Als meine Kinder so klein waren, bin ich mit ihnen zu Hause geblieben, aber Jenny muss natürlich immer im Mittelpunkt stehen ...“

„Es ist aber schon ein süßes Baby“, sagte Johannas Mutter. „Ihr solltet es mal von Nahem sehen. Ich war neulich da und habe ein kleines Geschenk vorbeigebracht ...“

„Du warst da ...?“, fragte Johanna erstaunt. „In dem neuen Haus?“

„Ja, warum denn nicht?“, erwiderte ihre Mutter. „Martin ist hier ja früher ein- und ausgegangen ... ich will nicht sagen, dass er zur Familie gehört ... das natürlich nicht ... aber er ist uns doch irgendwie sehr ... verbunden ... natürlich freue ich mich da, wenn er in Buttenstedt sesshaft wird und ein Kind bekommt ...“

„Das Haus! Das Haus müsstest du mal sehen!“, meinte Isa an Johanna gewandt. „Hast du es mal gesehen?“

„Von Weitem, als wir vom Bahnhof gekommen sind.“

„So ein riesiger Kasten! Das passt hier gar nicht hin. Die Dachziegel sind blau –“

„Blau?“

„Dunkelblau“, schob Johannes Vater ein. „Ganz unauffällig.“

„Und das Treppengeländer aus Gold –“

„Also goldfarben“, korrigierte Christian. „Kein echtes Gold natürlich.“

„Das kann man gar nicht beschreiben. Wenn man es nicht gesehen hat ...“

„Dass die für so etwas überhaupt eine Baugenehmigung bekommen haben“, wunderte sich Christian.

„Also ich finde es sehr schön“, widersprach Johannes Mutter. „Vor allem von innen. Sehr geräumig und gemütlich eingerichtet. Mit zwei, drei Kindern ist das perfekt. Gerade auch mit dem großen Garten. Jenny kann sich schon glücklich schätzen. Der Martin ist ja einer, der nicht lange fackelt, der immer alles perfekt machen will ...“

„Ein Erbsenzähler ist er“, sagte Christian.

Isa lachte hämisch. „Ja, und sie auch!“

Christian und Isa lebten in einer für vier Personen zu kleinen Wohnung über dem kleinen Einkaufsladen in der Dorfmitte von Buttenstedt. Seit der Geburt von Luca, seit also mindestens vier Jahren, redeten sie davon, sich ein eigenes Haus bauen oder kaufen zu wollen. Woran das bislang gescheitert war, wusste Johanna nicht. Sie konnte nicht einschätzen, wie viel ihr Bruder in seinem Beruf als Maler verdiente, aber viel würde es nicht sein. Isa arbeitete, wenn sie nicht gerade schwanger oder in Elternzeit war, als Kindergärtnerin; auch von ihrem Gehalt würde sich so leicht kein Haus bauen lassen. Ihre Eltern hatten den beiden schon öfters angeboten, das Dachgeschoss auszubauen und bei ihnen einzuziehen, aber von diesem Vorschlag hielten Christian und wohl vor allem Isa nichts.

Johannas Mutter ließ sich nicht unterbrechen: „Er hat das Haus fast allein gebaut. Natürlich haben viele mitgeholfen. Er hat ja eine große Verwandtschaft ... und so viele Freunde hier. Er hat es richtig gemacht, als er damals wieder zurückgekommen ist. Hier geht es ihm ja viel besser. In Hamburg wäre er doch untergegangen ...“ Sie stockte, sah Johanna verlegen an.

Unabsichtlich, denn so feinfühlig war er nicht, überspielte ihr Vater die Situation, indem er Martins handwerkliches Talent lobte: „Ich weiß noch, wie er uns damals die Waschmaschine repariert hat. Ich wollte das Ding ja schon wegschmeißen ... stundenlang habe ich probiert rauszufinden, was da kaputt ist ... und dann kommt er, braucht keine zehn Minuten und schon funktioniert sie wieder. Wir haben die immer noch ... Also mir hat er immer gut gefallen. Und freundlich war er auch immer, da kann man nichts sagen.“

„Schade, dass Steffen nicht mitgekommen ist“, sagte Johannas Mutter und klang dabei wenig überzeugend. Ihre Eltern waren in seiner Gegenwart ebenso befangen wie er in ihrer. Keiner von ihnen wusste, worüber sie miteinander sprechen sollten.

„Ja“, sagte Johanna nur.

Steffen hatte unbedingt zu seinen Eltern fahren wollen; Johanna war es gleichgültig, wo sie Weihnachten hinter sich brachte, am liebsten wäre sie mit Steffen zu Hause in Hamburg geblieben. Nur weil sie seit einem halben Jahr nicht bei ihren Eltern gewesen war und sich eingeredet hatte, als Patentante Lucas Einsatz beim Krippenspiel beiwohnen zu müssen, war sie nach Buttenstedt gefahren.

„Wie lange seid ihr jetzt schon zusammen?“, fragte Isa. „Das ist doch auch schon eine Ewigkeit. Ist es nicht komisch, dass ihr immer noch getrennt Weihnachten feiert? Ihr seid ja auch keine zwanzig mehr ...“

„Na ja, solange man noch keine eigene Familie hat, ist das doch in Ordnung“, sagte Johannas Vater, dem Steffen sicherlich nicht fehlte.

„Wir haben dich gern hier.“

„Wie sieht es denn bei euch aus ... mit Kindern, meine ich?“, fragte Isa mit ihrer schrecklich lauten Stimme. „Wie schön wäre es, wenn Luca und Leonie eine kleine Cousine oder einen Cousin bekommen würden! Noch sind sie nicht zu alt, um zusammen zu spielen.“

„Ist denn noch mehr Rotkraut da?“, fragte Johanna mit einem Blick auf die leere Schüssel.

„Ja, ja, natürlich.“ Ihre Mutter sprang auf.

„Ich kann auch selbst gehen ...“

„Nein, nein, bleib du nur sitzen“, sagte ihre Mutter und eilte mit der Schüssel in die Küche.

„Ich hab ja noch zu Chrissi gestern gesagt ... Chrissi, was hab ich zu dir gesagt? ‘Ich wette, dass uns deine Schwester morgen Abend eine frohe Neuigkeit verkünden wird.’ Ich hab so was im Blut. Hab ich’s nicht gesagt, Chrissi?“

„Ja.“

„Aber da wusste ich auch noch nicht, dass Steffen gar nicht mit dabei ist.“

„Hab’ ich was verpasst?“, fragte ihre Mutter, als sie zurück war und Johanna die Schüssel reichte.

„Nein“, antwortete Isa, „leider nicht ...“ Sie lachte.

„Nun hört doch mal auf“, meinte Johannas Vater. „Hanna hat noch viel Zeit.“

Das sah Isa anders. „Na ja, in dem Alter ... Wenn man mehrere Kinder will ... es klappt ja auch nicht immer sofort, wenn man es denn dann mal will ...“

Johannas Vater ließ sich nicht beirren. „So was sollte man nicht überstürzen. Das ist eine wichtige Entscheidung, da muss schon alles stimmen ...“ Was in seinen Augen nicht stimmte, wusste jeder am Tisch.

Der restliche Abend verlief in zäher Langeweile. Isa und Christian verabschiedeten sich bald nach dem Essen, weil die Kinder ins Bett mussten. Danach sah Johanna mit ihren Eltern einen alten seichten Film im Fernsehen, bevor sie endlich schlafen gehen konnte.

Am nächsten Tag wachte sie schon früh auf, konnte nicht wieder einschlafen, blieb lange im Bett liegen, ohne etwas zu tun. Ihrer Mutter hatte sie am Abend gesagt, dass sie nicht mit dem Frühstück auf sie warten sollten.

Als sie aufgestanden und im Bad gewesen war, holte sie sich eine Tasse Kaffee und ging, dem Lärm nach, ins Wohnzimmer, wo Leonie und Luca spielten. Isa stand auf der Terrasse, rauchte und telefonierte.

„Na, seid ihr schon wieder da?“, fragte Johanna.

Die Kinder ignorierten sie, sahen nicht einmal auf, schienen ihre Stimme – und den gereizten Ton darin – nicht zu hören. Sie bückte sich, hob das noch eingeschweißte Brettspiel hoch, das sie Leonie geschenkt hatte, und öffnete es. „Wollen wir das mal ausprobieren?“, fragte sie die Kinder. „Das soll gut sein.“ ‘Pädagogisch wertvoll’, hatte die Verkäuferin gesagt, als sich Johanna nach mehrmaligen Annäherungsversuchen dazu überwunden hatte, ihre Hilfe anzunehmen. Es

war ihr geradezu zuwider, Spielwarenläden zu betreten, sie hasste es, so viele aufgedrehte Kinder an einem Ort zu erleben, sie war überwältigt von den Farbdimensionen, überall glitzerte und blinkte und tütete es in diesen bunten Konsumtempeln, wo schon Kinder dazu verführt wurden, ihren Rausch nach vollkommen überflüssigen Dingen zu stillen. Sprachen Verkäufer sie an, vermuteten sie eine Mutter in ihr. Was war das für eine seltsame Frau, die nicht wusste, was man Kindern aller möglicher Altersstufen schenken sollte, schienen sie sich zu fragen. Jene Verkäuferin war nett gewesen, das musste Johanna zugeben, sie hatte sofort verstanden, dass Johanna einfache, möglichst nützliche Geschenke von einer gewissen Qualität gesucht hatte, nicht den üblichen Schrott, mit dem Isa und Christian ihre Kinder überhäuften. Schließlich hatte sie sich für das pädagogisch wertvolle Brettspiel entschieden, das Spielen und Lernen kombiniere, wie die Verkäuferin ihr erklärt hatte.

„Das ist aber ab acht“, hatte Johanna nach einem Blick auf die Schachtel gesagt. „Meine Nichte ist erst sechs.“

„Die allermeisten Kinder sind in dem Alter schon so weit, das zu verstehen. Darüber würde ich mir keine Gedanken machen.“

Johanna baute das Spielbrett auf dem Boden auf, setzte die Figuren auf die entsprechenden Felder und mischte die Karten. Leonie, offenbar von der unerwarteten Aufmerksamkeit verblüfft, war mit einem Mal so freundlich, wie Johanna sie noch nie erlebt hatte, anschmiegsam geradezu, Johanna war diese ungewohnte Nähe fast unangenehm.

„Luca, willst du auch mitspielen?“

„Ja“, sagte er, ohne sich von seinem Parkhaus zu entfernen.

„Dann komm mal her, ich erklär’ grad, wie’s geht.“

„Ja“, sagte er wieder, bewegte sich aber immer noch nicht.

„Der ist doch noch viel zu klein“, stellte Leonie fest.

„Bin ich gar nicht!“

„Vielleicht will eure Mutter auch mitspielen ...“ Mit wem telefonierte Isa nur so lange? Und war Christian nicht mitgekommen?

Sie machten mehrere Anläufe, doch so viel Mühe sich Leonie auch gab, sie verstand die Spielregeln nicht. Offenbar war sie kein Wunderkind und sollte Spiele, die für Kinder ab acht vorgesehen waren, erst mit acht geschenkt bekommen. Glücklicherweise erlöste Christian sie irgendwann, er hatte ihrem Vater bei etwas in der Garage geholfen, nun wollten er, Isa und die Kinder weiter zu Isas Eltern.

„Ich hatte gedacht, sie bleiben zum Mittagessen“, sagte Johanna zu ihrer Mutter in der Küche, als sie das Fenster kippte. Heute stank der Raum nicht nach Gans, sondern Rinderbraten.

„Ja, das dachte ich auch“, erwiderte ihre Mutter wütend, ohne sich vom Herd umzudrehen, wo sie ohne Unterlass in einem Topf rührte.

„Aber sie wollten nur die Geschenke abholen. Gestern Abend waren sie ja zu Fuß, da haben sie nicht alles mitbekommen.“ Ihre Mutter legte eine Pause ein. „Das ist typisch Isa: hat natürlich vergessen, mal was zu sagen ...“

Hätte Christian das nicht genauso gut tun können? Und war es nicht zu erwarten gewesen, dass sie, nachdem sie den Heiligabend hier verbracht hatten, am ersten Weihnachtstag bei Isas Eltern waren? War es nicht jedes Jahr so? War nicht jedes Jahr alles gleich an Weihnachten?

„Die ganze Arbeit umsonst! Du isst ja nichts von dem schönen Braten!“, sagte Johannas Mutter mit unüblicher Schärfe in der Stimme.

„Und dafür bin ich schon um sieben aufgestanden!“ Weinte sie? Dreh-

te sie sich deshalb nicht um? Konnte ihr das Durchkreuzen ihrer anscheinend mit niemandem abgesprochenen Pläne wirklich so zusetzen? „Ich habe ja vorgeschlagen, dass Isas Eltern zu uns zum Essen kommen können, aber das wollten sie natürlich nicht. Weil sie die Kinder für sich allein haben wollen! Dabei sind sie eh schon jeden Tag bei ihnen. Ich sehe sie ja höchstens einmal die Woche! Aber so ist das mit Enkelkindern von Söhnen: die sind immer bei den Eltern der Mutter ...“ Auch darin hörte Johanna einen versteckten Vorwurf, selbst noch keine Kinder bekommen zu haben.

Nach dem in gemeinsamem Schweigen verbrachten Mittagessen zu dritt (Johanna hatte trockene Kartoffeln mit Möhren und Erben gegessen), gingen ihre Eltern spazieren. Als sie fort waren, nahm Johanna den Teddybären, der unter dem Weihnachtsbaum lag und den die desinteressierten Kinder wohl vergessen hatten, und verließ damit das Haus. Zehn Minuten später stand sie – sie hatte das nicht geplant, war eher einer nicht sehr durchdachten Eingebung gefolgt – vor der Tür eines neugebauten Hauses mit blauem Dach und goldfarbenem Treppengeländer.

Jenny öffnete und sah Johanna erstaunt an. Um ihnen beiden die Peinlichkeit zu ersparen, nannte Johanna ihren Namen.

„Ja ja, ich weiß natürlich, wer du bist ich dachte nur, es wären meine Eltern ... und es ist ja schon so lange her, dass wir uns ... auf Anhieb hätte ich dich nicht erkannt ... da hätte ich schon ein bisschen überlegen müssen.“

„Meine Mutter hat mir erzählt, dass ihr ... Nachwuchs“ –, sie sagte *Nachwuchs*, um das Wort *Kind* nicht aussprechen zu müssen –, „bekommen habt. Da dachte ich, weil ich gerade schon mal in Buttenstedt

bin, komme ich mal vorbei und gratuliere. Herzlichen Glückwunsch.“

Sie drückte Jenny den Teddybären in die Hand.

„Danke, der ist aber süß.“ Jenny lächelte verlegen. „Das ist ja nett.

Willst du nicht ... komm doch rein.“

„Danke.“

Das Haus sah von innen genau so aus, wie Johanna es sich vorgestellt hatte. Kein Wunder, dass ihre Mutter hier die perfekte Familie ihrer Wunschträume hineinpflanzen würde.

„Martin ist gerade mit Chiara draußen“, sagte Jenny. „Aber sie kommen bestimmt gleich zurück.“

Chiara? Hatten sie das Kind tatsächlich Chiara genannt? Hier, in Buttenstedt?

„Soll ich dir das Haus zeigen?“, fragte Jenny. Wenn selbst Johannas Mutter sich erdreistete, mit einem Geschenk aufzutauchen, würde Jenny daran gewöhnt sein, Neugierige durch ihr Haus zu führen. Sie schien keine Hemmungen zu haben, Fremden alles zu zeigen, nicht einmal vor ihrem eigenen Schlafzimmer machte sie Halt. Alles sah neu aus, roch neu, und im Großen und Ganzen war das Haus geschmackvoll eingerichtet, was Johanna Jenny gar nicht zugetraut hatte. Johanna wollte sich gern einreden, dass sie das Haus hässlich fand, steril und langweilig, dass sie niemals hier würde leben können, doch das gelang ihr nicht. Sie verstand, was ihre Mutter gemeint hatte und warum Christian und Isa neidisch waren. Wie ideal musste es für eine Familie mit Kindern sein, hier zu wohnen! Es war alles perfekt.

Vermutlich hoffte Jenny darauf, dass Johanna nach der Hausbesichtigung wieder gehen würde, doch diesen Gefallen tat Johanna ihr nicht. Nicht einmal, als Jennys Eltern eintrafen und sie mit ähnlich erstaunten

Gesichtsausdrücken ansahen wie zuvor Jenny, ging sie. Johanna ließ sich nichts anmerken; wenn es sein musste, konnte sie Small Talk führen, sie stellte jede Menge Fragen, zum Haus, zu Chiara, zu verschiedenen Leuten im Dorf, um die Unterhaltung am Leben zu erhalten.

Und dann kam Martin. Er versuchte gar nicht, seine Überraschung zu überspielen. Hegte er Misstrauen, als er seine Ex-Freundin zusammen im Gespräch mit seiner Frau und deren Eltern sah, vermutete er böse Absichten hinter diesem Besuch? Nein, für ihn schien von Johanna keine Gefahr auszugehen, die einstige Verliebtheit in seinem Blick war vollständig verschwunden.

Er hatte immer noch seine Stiefel und die dicke Winterjacke an, Jenny nahm ihm, nachdem sie ihn auf die Wange geküsst hatte, die schlafende Chiara ab, er kam, etwas verlegen lächelnd, auf Johanna zu und umarmte sie. Er war kalt und roch gut. „Hanna“, sagte er mit dieser vertrauten Stimme, so wie er früher mit ihr gesprochen hatte. „Das ist lange her.“

„Ja.“

Johanna ging zu der Krippe, in die Jenny Chiara gelegt hatte, und sagte die Sätze auf, die sie immer sagte, wenn ihr Kinder entgegengestreckt wurden, die sie bewundern musste. Das süßeste Baby der Welt natürlich!

Jennys Vater drängte darauf, nun, wo Martin endlich da war, mit dem Kaffeetrinken zu beginnen. Für ihn musste offenbar alles nach Plan verlaufen, Abweichungen irritierten ihn, und so würde er es auch als unangemessen erachten, als sich Johanna nicht aus Rücksicht auf die Privatheit der Familie verabschiedete, sondern sich nicht lange bitten ließ und mit an die festlich gedeckte Weihnachtstafel setzte. Was die

anderen dachten, wusste Johanna nicht, sie bemühten sich zumindest, freundlich zu sein, Jennys Mutter holte schnell ein weiteres Gedeck, ein Stuhl aus der Küche wurde hinzustellen.

„Schön habt ihr's hier“, sagte Johanna, als Jennys Mutter ihr Kaffee einschenkte. „Wirklich schön! Du hast das alles selbst gebaut, Martin, haben meine Eltern erzählt? Wirklich toll, sehr toll! Sehr gemütlich! So ein Haus ist schon was ... und der Garten ... gerade wenn man Kinder hat ... toll! Ich wohne ja immer noch in Hamburg ... in einer kleinen Wohnung ... aber wir ... Steffen und ich ... Steffen, mein Freund ... wir wollen auch bald Kinder ... und dann ... ja, mal sehen ... werden wir uns bestimmt auch bald ein Haus kaufen ... vielleicht in der Eifel, wo Steffen herkommt ... es ist wirklich sehr schön da ... so schön ... aber Hamburg ist auch toll ... ich bereue wirklich nicht, dass wir damals dahingegangen sind ... für dich war das ja nichts, aber für mich ... ich fühle mich da mittlerweile wirklich heimisch ... aber mit Kindern ... ja, mit Kindern, da ist es wahrscheinlich das Beste, auf dem Land zu wohnen ... wobei ... es könnte auch sein, dass wir in Hamburg bleiben ... das hat auch viele Vorteile ... mit Kinderbetreuung und so ... so viele Gedanken haben wir uns auch noch nicht gemacht ... nur dass wir bald ... dieses Jahr noch ... nächstes, meine ich ... man wird ja auch nicht jünger ... und warum auch nicht? ... Man sollte nicht so viel darüber nachdenken, denke ich ... wahrscheinlich ... oder was meint ihr? Vielleicht sind wir heute alle zu verkopft ... Kinderkriegen ist doch eigentlich die natürlichste Sache der Welt ... und ist es nicht das, worum es geht ... also alles, meine ich ... ist das nicht der Sinn ... vom Ganzen ... das klingt blöd, ich weiß, aber ich denke, ihr wisst, was ich meine ... ich könnte mir ein Leben ohne Kinder ja gar nicht vorstellen ... und Stef-

fen und ich sind uns da glücklicherweise einig ... wir wollen beide viele Kinder ... ihr ja wahrscheinlich auch ... mit so einem großen Haus ... ich sehe das ja bei meinen Eltern ... ihre Enkelkinder sind wirklich die Erfüllung für sie ... das ist immer schön zu sehen .. ich bin immer so gerne hier ... hier sind alle so ... bodenständig ... ich mag das ... vielleicht ziehen Steffen und ich auch hierher ... ja, warum nicht ... das wäre auch eine Möglichkeit ... er ist immer gern hier ... vielleicht ... ja ... wir könnten ein Haus nebenan bauen ... Steffen ist handwerklich auch sehr begabt ... dann wären wir Nachbarn ... nein, Quatsch, ich scherze nur ... schade, dass ihr Steffen nicht kennt ... wir passen wirklich so gut zusammen ... ich bin so froh, dass ich ihn gefunden habe ... ohne ihn wäre ich in Hamburg ja wahrscheinlich doch ziemlich ... ja, einsam. Aber insgesamt ... ja, insgesamt ... geht's mir also wirklich gut ... so wie euch ... also bis auf die Kinder ... aber das ändern wir ja bald ... wie gesagt ... dieses Jahr noch ... also nächstes ... aber jetzt muss ich wirklich los ... meine Eltern warten bestimmt schon auf mich ... danke ... für alles ... es war so nett hier ... danke ... und frohe Weihnachten.“

Damit stand sie auf und ging, stürmte fast aus dem Wohnzimmer und aus dem Haus. Niemand hielt sie auf.

Am Abend dieses ersten Weihnachtstages setzte sie sich an ihren Laptop und schrieb in ihr PQ-Tagebuch:

„Ich bin heute meiner ersten großen Liebe begegnet.“ Und dann beschrieb sie, wie sie Martin in der Kirche gesehen, wie ihre Familie das am gestrigen Abend beim Essen kommentiert hatte und wie sie heute unangekündigt bei Martins Familie aufgetaucht war. Sie fasste sich kurz, brauchte keine zwanzig Sätze. Sie war seit Tagen oder vielleicht sogar Wochen nicht mehr in ihrem PQ-Profil aktiv gewesen, das Auf-

schreiben der heutigen Ereignisse ging leichter als erwartet, zufrieden war sie mit dem Resultat nicht. Sie las sich noch einmal durch, was sie geschrieben hatte, löschte dann den kompletten Text und begann erneut:

„Ich bin heute meiner ersten großen Liebe wiederbegegnet – meiner einzigen großen Liebe überhaupt.“ Warum sollte sie nicht ehrlich sein? Wer würde das schon lesen? Steffen bestimmt nicht – und wenn, würde er die Bedeutung dieser Worte nicht verstehen können.

Johanna Gruber (P⁹534)
PQ-Tagebuch
26.12.20xx, 1:17 Uhr

Ich bin heute meiner ersten großen Liebe wiederbegegnet – meiner einzigen großen Liebe überhaupt.

Ich war erst sechzehn, er schon einundzwanzig, als wir auf dem Sommerfest von Buttenstedt zusammengekommen sind. Ich kannte ihn vom Sehen, jeder kennt jeden in Buttenstedt vom Sehen, aber so wirklich aufgefallen war er mir vorher nie. Fünf Jahre Altersunterschied machen in dem Alter wirklich was aus. Als ich nach der Grundschule in die fünfte Klasse kam, war er schon in der zehnten, dazwischen liegen Welten.

Ich war auf dem Sommerfest damals ziemlich betrunken ... und er wohl auch. Eine Freundin sagte irgendwann zu mir: „Hey, der Martin will was von dir“, sonst wäre mir das selbst gar nicht aufgefallen. Ich fühlte mich geschmeichelt, wie das bei kleinen Mädchen so ist. Ich hatte vorher noch nie so richtig was mit einem Jungen gehabt, für mich war das Ganze unheimlich aufregend. Ich weiß noch, wie erwachsen er mir damals vorkam, ich habe nie recht verstehen können, warum er

sich für mich entschieden hatte ... was ich ihm hatte bieten können. Naiv, wie ich damals war, glaubte ich, mein ganzes Leben mit ihm zu verbringen, ich hätte alles für ihn getan, und so war es für mich, als er mir sagte, in Hamburg Maschinenbau studieren zu wollen, klar, dass ich ihn begleiten würde, obwohl ich mir vorher nie hatte vorstellen können, jemals aus Buttenstedt wegzuziehen. Gegen den Widerstand meiner Eltern brach ich, damals achtzehn, meine Ausbildung zur Bürokauffrau ab. Was ich in Hamburg beruflich machen sollte, darüber machte ich mir überhaupt keine Gedanken.

Und dann lief alles genauso schief, wie alle es prophezeit hatten: Ich konnte keine richtige Arbeit finden (Was sollte ich auch arbeiten? Ohne Ausbildung ...) und musste mich fürs Erste mit einem schlecht bezahlten Job als Verkäuferin in einem Kiosk abfinden, Martin war von seinem Studium überfordert und, wie sich herausstellte, nicht in der Lage, in einer Großstadt wie Hamburg zu leben. Ich versuchte, für alles Verständnis aufzubringen: für seinen Widerwillen, sich in Hamburg zu integrieren und neue Leute kennenzulernen, für seine von Anfang an negative Einstellung allem Fremden gegenüber, für seine Wut, die er oft an mir ausließ. Ich schlug ihm mehrmals vor, unser „Hamburg-Abenteuer“ als missglücktes Experiment abzuhaken, zurück nach Buttenstedt zu gehen und dort weiterzumachen, wo wir einige Monate vorher aufgehört hatten. Doch anstatt zu erkennen, wie bedingungslos ich zu ihm hielt, stellte Martin alles infrage und trennte sich nicht nur von seinem Studium und von Hamburg, sondern auch von mir, und ging allein zurück nach Buttenstedt. Eine Erklärung dafür habe ich nie bekommen. Es ging so nicht mehr weiter, war das Einzige, was er mehrmals zu mir sagte. Ich hatte das nicht kommen sehen, hatte eine

Trennung von Martin gar nicht für denkbar gehalten und anfangs wirklich geglaubt, dass er bald, wenn er sich wieder beruhigt hatte, zu mir zurückkommen würde.

Mich hielt nichts mehr in Hamburg, aber es war mir unmöglich, ebenfalls nach Buttenstedt zurückzukehren, wo ich Martin jederzeit hätte begegnen können und wo ich mich den Vorwürfen meiner Eltern und den gehässigen Blicken aller Dorfbewohner hätte aussetzen müssen. Mir war der Weg zurück nach Buttenstedt versperrt. Das hatte ich keinem erklären können, schon gar nicht meinen Eltern. Während in Buttenstedt bald niemand mehr über Martins gescheitertes Studium in Hamburg sprach, er eine Ausbildung zum Tischler machte und wieder als volles Mitglied der Dorfgemeinschaft akzeptiert wurde, blieb ich in Hamburg zurück. Allein.

Je länger ich in Hamburg wohnte, desto reservierter und misstrauischer begegneten mir die Menschen in Buttenstedt. Ich gehörte nicht mehr dazu, das wurde mir oft deutlich gemacht. Alle glaubten, ich wäre die treibende Kraft bei unserem Umzug nach Hamburg gewesen, ich hätte Martin aus seiner vertrauten Umgebung herausgerissen, um mich weit ab von Buttenstedt selbst zu verwirklichen ... dass Martin das nicht lange mitgemacht hatte, sei ja kein Wunder! Wie hatte ich nur so dumm sein können, schienen die Leute zu denken, unsere Beziehung für so etwas aufs Spiel zu setzen! Es geschehe mir nur recht, dass ich nun einsam in Hamburg saß, während Martin bei Jenny das Glück fand, das er verdiente. Wie rücksichtslos es von ihm gewesen war, mich nach einer jahrelangen Beziehung einfach so sitzen zu lassen und bereits nach wenigen Monaten eine neue Freundin zu präsentieren, interessierte keinen.

Martin und Jenny sind inzwischen verheiratet und haben vor ein paar Wochen eine Tochter bekommen. Weil ich gerade in Buttenstedt bin, habe ich ihnen heute einen spontanen Besuch abgestattet. Es war nett, aber schon irgendwie komisch, sie so glücklich zu sehen. Nicht, dass ich neidisch wäre, nein, die Zeit mit Martin ist vorbei, aber ... es ist ja klar, dass da viele Erinnerungen wach werden ... ich bin froh, dass ich morgen wieder nach Hamburg fahre.

Kommentare:

OMG! Was für eine traurige Geschichte! Ich kann sehr gut verstehen, dass du da nicht mehr wohnst.

Jacqueline Granjer (P^q560)
26.12.20xx, 8:36 Uhr

Frohe Weihnachten :-)

Tina Hobeler (P^q694)
26.12.20xx, 10:35 Uhr

Danke, gleichfalls, Tina.

Johanna Gruber (P^q534)
26.12.20xx, 11:11 Uhr

Frohe Weihnachten! Schön, dass du schon so fleißig warst! Wirklich gut zu lesen, dein Bericht! Endlich erfährt man mal etwas mehr über dich und deine Vergangenheit. Die hältst du ja sonst ganz schön hinter dem Berg (wahrscheinlich ist dein PQ deshalb nicht höher, aber na ja, ich kann das ja verstehen ...). Von diesem geheimnisvollen Martin hast du ja bisher noch nie was erzählt. Bist du sicher, dass du ihn ganz aufgegeben hast?

Jana Albermann (P^q722)
26.12.20xx, 9:09 Uhr

Was soll ich sagen? Er ist ja jetzt verheiratet und hat ein Kind, ich hätte also sowieso keine Chance mehr :-). Nein, Quatsch, im Ernst: Martin ist Vergangenheit, über den bin ich weg. Ich war damals ganz schön geschockt und fertig, als er sich von mir getrennt hat, aber das ist Jahre her. Natürlich frage ich mich manchmal, was gewesen wäre, wenn wir damals nicht nach Hamburg gegangen wären. Vielleicht wären wir dann wirklich immer noch zusammen, aber der Vergangenheit sollte man nicht hinterhertrauern. Ich bin froh, dass ich Steffen habe. Wir passen viel besser zusammen.

Johanna Gruber (P9534)

26.12.20xx, 11:07 Uhr

Bist du dir da so sicher? Mal ehrlich: Steffen ist doch gar nicht deine Klasse, auf Dauer ist das nichts (allein dass er nicht bei PQ ist, zeigt ja schon, was für einer er ist)! Andererseits ist es aber auch gut, dass du nicht mehr in diesem Kaff wohnst. In dir steckt Größeres, von dir wird man eines Tages noch hören.

Jana Albermann (P9722)

26.12.20xx, 14:51 Uhr

Ich stimme Jana da zu: In Hamburg hast du doch viele Möglichkeiten, du musst nur was draus machen! Ich kenne dich ja nicht richtig, aber mir scheint, dass Vater-Mutter-Kind-Spielen nicht wirklich deine Sache ist. Du musst wissen, was du selbst willst, und dann alles dafür tun es zu erreichen, an-

statt der Vergangenheit hinterherzutauern! PQ kann dir dabei helfen.

Markus Butterwiese (P^q705)
27.12.20xx, 20:26 Uhr

Wow, es hat mir echt geholfen, hier ein bisschen mein Herz auszusütten und eure Kommentare zu lesen. Hätte nicht gedacht, wie erleichternd und hilfreich das sein kann. Vielen Dank dafür! Anscheinend sieht PQ das auch so, immerhin hat sich mein PQ gestern um 11 Punkte gesteigert. Das freut mich schon. Ich habe mir vorgenommen, ab sofort öfters hier zu schreiben und aktiver zu sein als vorher – und dieses Mal werde ich mich auch daran halten.

Johanna Gruber (P^q545)
30.12.20xx, 13:55 Uhr

Tu das! Ich freu mich auf jeden Fall, deine Berichte zu lesen. Hier sind alle füreinander da, dafür gibt es PQ. Du wirst sehen, dass PQ dein Leben verbessern und dafür sorgen wird, dass du intensiver lebst. Solange du versuchst, ein guter Mensch zu sein und PQ und uns gegenüber ehrlich bist, wirst du es nicht bereuen.

Jana Albermann (P^q724)
30.12.20xx, 18:09 Uhr

Jeden Morgen, dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr, ging Max nach dem Aufstehen um fünf Uhr dreißig eine Stunde lang laufen. Um sieben saß er, frisch geduscht, vor seinem PC und arbeitete. Sein spärliches Frühstück nahm er währenddessen ein. Gegen zwölf gönnte er sich eine Mittagspause, wo er etwas mehr aß – das meistens auch, wäh-

rend er am Computer Mails checkte oder sich irgendwelche Videos auf YouTube ansah. Den Nachmittag ließ er etwas langsamer angehen, am Abend und an den Wochenenden arbeitete er offiziell nicht, konnte meist aber nicht davon lassen.

Max war einer der führenden deutschsprachigen Modeblogger, er verfügte innerhalb der Branche über einigen Einfluss, es gab sogar einen kurzen Wikipedia-Artikel über ihn. Sein Blog über Männermode, vor Jahren, als Max noch zur Schule gegangen war, nach dem Vorbild englischsprachiger Modeblogs gegründet, war eines der ersten auf Deutsch gewesen. Im Unterschied zu den meisten seiner Konkurrenten, hatte er sich intensiv mit SEO beschäftigt, und so war es ihm durch die Verwendung relevanter Keywords, einige geschickt gesetzte Meta Tags und ein paar gekaufte Links auf fremden Seiten gelungen, mit seinem Blog auf so hart umkämpfte Keywords wie „männer mode blog“ auf Platz eins in Google zu ranken. Selbst bei „männermode“, „männer mode“ und „mode männer“ war er neben den großen Labels und Onlineshops in den Top Ten vertreten. Darüber hinaus rankte er gut auf mehrere Hundert verschiedene Brands und Produktnamen.

Sein Blog hielt sich seit Jahren an der Spitze der entscheidenden Google-Rankings, und das verschaffte ihm eine von Konkurrenten schwer aufzuholende Autorität in den Augen Googles. Ausruhen wollte sich Max auf diesem Erfolg nicht, jeden neuen Artikel optimierte er immer noch so sorgfältig wie am Anfang. Er folgte führenden SEO-Experten und hielt sich über die wichtigsten Entwicklungen und Updates von Google auf dem Laufenden, obwohl mittlerweile nicht einmal mehr die Hälfte des Traffics durch Suchmaschinen auf sein Blog kam; einen großen Anteil machten direkte Besucher aus, denn er ver-

fügte über eine stetig wachsende Anzahl wiederkehrender Leser und Follower aus verschiedenen sozialen Netzwerken. Er hatte einen Namen in der Branche, sein Wort zählte, das wussten alle: seine Konkurrenten, die Modelabels, Journalisten, interessierte Laien.

Ohne einen streng festgelegten Plan wäre es Max nicht dauerhaft gelungen, die Arbeit für sein Blog zu organisieren. Er hatte ununterbrochen das Gefühl, nicht genug zu arbeiten und seine Zeit mit Nichtigkeiten zu verschwenden. Er war sein eigener Chef, entschied selbst, wie viel Zeit er auf sein Blog verwandte, wie oft er neuen Content veröffentlichte. Was auch immer anfiel – das Schreiben neuer Beiträge, Marketing, der Kontakt mit der Presse, das Beantworten von Leserfragen, Verhandlungen mit wichtigen Modeunternehmen, die Aktivität in sozialen Netzwerken –, er war für alles allein verantwortlich und musste permanent die inhaltliche und strategische Ausrichtung seines Blogs hinterfragen und gegebenenfalls infolge neuer Trends radikale und allzu häufig riskante Entscheidungen treffen.

Experten setzten den Wert seines Blogs im unteren bis mittleren sechsstelligen Euro-Bereich an. Sein Einkommen bezog er momentan vor allem aus ein paar unauffällig platzierten, aber teuren Werbeanzeigen und den Produktproben, die ihm alle möglichen Modelabels kostenlos zur Verfügung stellten und die er in großem Umfang auf eBay verkaufte. Die meisten Unternehmen wussten davon und sahen es nicht gern, konnten aber nichts dagegen tun. Die Gefahr, Max zu verärgern und auf seinem Blog nicht mehr erwähnt zu werden, als Marke in den Augen eines so einflussreichen Bloggers tot zu sein, konnte kein Modeunternehmen der Welt eingehen, wollte es in deutschsprachigen Ländern erfolgreich sein.

Wie kurzlebig Erfolg bei Internetprojekten sein konnte, war Max bewusst. Internetnutzer und Follower waren von Natur aus illoyal, immer bereit, Neues auszuprobieren und zu den Angeboten von Konkurrenten zu wechseln. Darum war es für ihn von existentieller Bedeutung, seinen Arbeitseinsatz gewissenhaft zu dokumentieren und zu optimieren. Er musste alles aus sich herausholen, und dabei unterstützten ihn eine Reihe kleiner hilfreicher Apps.

Auf die Minute genau hielt er fest, wie viel er am Tag arbeitete, wie lange er schlief, wann er anderen Aktivitäten nachging. Jeder Arbeitsgang, nahezu jede Bewegung speicherte er, um die Ergebnisse eines Tages mit denen anderer Tage und Wochen und Monate zu vergleichen und so Lücken samt Möglichkeiten zur Verbesserung zu entdecken. Auf keine dieser Apps wollte er verzichten, auch wenn einige von ihnen deutlich Wünsche offenließen und Max nach wie vor auf die *perfekte* App wartete, die all diese verschiedenen Angebote vereinte. Die meisten Teilnehmer des Quantified-Self-Treffens in Berlin, zu dem Max einmal im Monat ging, glaubten, diese perfekte App in PQ gefunden zu haben. Max hatte bislang noch keine Zeit gehabt, sich damit auseinanderzusetzen, und sich darum als Neujahrsvorsatz vorgenommen, PQ genau zu testen. Das gerade verstrichene Jahr war ein gutes gewesen, doch in diesem Jahr musste er noch mehr aus sich herausholen, die Zitrone noch stärker auspressen, um seinen Erfolg noch zu steigern.

Die App von PQ herunterzuladen, verlief unproblematisch, die Konfigurationsphase jedoch hatte es in sich. Der Balken der Progressbar schien sich überhaupt nicht nach rechts zu bewegen, man musste alle möglichen Fragen beantworten, angefangen beim Geburtsdatum, über

die Religionszugehörigkeit, bis hin zu intimeren Angaben wie sexuelle Ausrichtung oder bekannte Krankheiten. Max hatte nichts zu verheimlichen und beantwortete alle Fragen wahrheitsgemäß – zumal er das Gefühl nicht loswurde, das Überspringen einer Frage könnte sich negativ auf den später gebildeten Persönlichkeitsquotienten auswirken. Ob das stimmte, wusste er nicht, darüber fand er keine Angaben, wie ohnehin der Sinn und Zweck dieser großangelegten Fragestunde nur sporadisch erklärt wurde.

Viele Benutzer würden sicherlich bereits während des aufwendigen Anmeldeverfahrens abspringen. Warum war es nicht möglich, die PQ-App mit anderen Apps zu synchronisieren, falls man dieselben Daten schon einmal an anderer Stelle gespeichert hatte? War diese App noch nicht besonders gut entwickelt, oder besaßen die Macher von PQ die Vermessenheit, ein geschlossenes System auf den Markt zu bringen, dessen Mehrwert sich erst einmal nicht erschloss? Entweder waren hier sich selbst überschätzende Stümper am Werk, oder es ging darum, Exklusivität auszustrahlen und von vornherein diejenigen auszuschließen, die nicht die nötige Geduld aufbrachten, die nicht bereit waren, vertrauliche Details über sich preiszugeben, deren Interesse an PQ, mit anderen Worten, offenbar nicht groß genug war.

Die Anmeldung zog sich auch deshalb so lange hin, weil Max bei der Eingabe jeder Antwort überlegte, ob sie positiv oder negativ bewertet werden würde. Es war schwer zu durchschauen, welche Wertmaßstäbe PQ anlegte, um sein Urteil zu fällen. War es zum Beispiel gut, wie Max Atheist zu sein, weil man sich keiner irrationalen Lehre verschrieb, oder konnte ihm das als Orientierungslosigkeit ausgelegt werden? Sollte man besser jung sein, oder war viel Lebenserfahrung für einen ho-

hen PQ erforderlich? War es von Vorteil, wenn man, wie Max, seit Ewigkeiten keinen Sex gehabt hatte, weil man dann nicht als sprung- und triebhaft angesehen werden konnte, oder sprach es im Gegenteil eher für ein isoliertes, langweiliges, asoziales Leben?

Max ließ sich für die Beantwortung der Fragen Zeit, wobei auch das, wie er glaubte, negativ gewertet werden konnte. Als er endlich fertig war und die Mitteilung erschien: „Hast du alle Fragen nach bestem Wissen und Gewissen beantwortet? – Dann berechne jetzt deinen Persönlichkeitsquotienten!“, war er überrascht und hätte sich noch mehr Fragen gewünscht. Es gab doch so viele spannende und positive Aspekte seiner Persönlichkeit, die durch die bisherigen Fragen unmöglich abgedeckt worden sein konnten. Die eingeblendete Frage verursachte in Max ein schlechtes Gewissen, suggerierte sie doch, falsche Angaben getroffen, also gelogen zu haben, und erwies sich darüber hinaus als überflüssig, denn es gab gar nicht die Möglichkeit, noch einmal zurückzugehen und Antworten zu ändern – es sei denn man brach den gesamten Vorgang ab und begann noch einmal ganz von vorne.

Max war nervös. Er konnte sich diese eigenartige Aufregung nicht erklären, es fühlte sich an, als stünde er vor einer wichtigen Prüfung; die Gefahr, zu versagen, war groß, da konnte PQ noch so oft behaupten, es gäbe keine richtigen oder falschen Antworten.

Er überwand sich und drückte den Button. Es dauerte einige Sekunden, Max befürchtete schon einen Absturz des Systems, doch dann erschien tatsächlich – sein Persönlichkeitsquotient! Auf der schlicht designnten Bestätigungsseite stand:

Dein PQ beträgt: 417

Max war enttäuscht. Ohne genau einschätzen zu können, was diese Zahl bedeutete, wusste er sofort, dass ein derart niedriger PQ nicht gut war. Die Persönlichkeitsquotienten der lächelnden Menschen auf der Startseite von PQ begannen allesamt mit einer Sieben oder einer Acht. Max hatte fast geglaubt, man könnte gar nicht unter 500 liegen. Es war wie beim Ausfüllen irgendeines Intelligenz- oder Wissenstests im Internet: Eigentlich ging es um nichts – und trotzdem war man fassungslos, wenn man eine Frage falsch beantwortete und schlecht abschnitt – schlechter als andere zumindest.

Unter der Mitteilung über den eigenen PQ war ein *Weiter*-Link eingesetzt. ‘Weiter mit was?’, fragte sich Max. Warum fand sich kein Hinweis darauf, was diese Zahl, diese 417, bedeutete? Gab es wirklich keinerlei weiterführende Informationen? Das war, als ließe man einen Menschen, der gerade die Diagnose einer schlimmen Krankheit erhalten hatte, ohne jeglichen Beistand allein. Irgendwo hätte es eine Skala oder eine Tabelle geben müssen, aus der ersichtlich wurde, wo man im Vergleich zu anderen lag. Max suchte sowohl auf der Seite von PQ als auch in Google nach Erklärungen – und landete immer wieder bei Verweisen auf diesen obskuren Algorithmus. Obskur kam er Max vor, weil PQ an keiner Stelle erklärte, was es damit auf sich hatte. Wer auch immer hinter PQ stand – Max machte zwar die verantwortlich zeichnende Firma ausfindig, aber die vier auf deren Internetseite angezeigten Mitarbeiter würden wohl kaum einen so hochkomplizierten Algorithmus wie den von PQ entwickelt haben –, machte sich keine Mühe, PQ zu erklären. Das war entweder ein Zeichen von mangelnder Professionalität oder – Absicht.

Da es sich bei PQ um eine noch recht neue App handelte, fand Max keine kritischen Auseinandersetzungen damit. Zwar gab es einige Blogger, die PQ angeblich getestet hatten, doch ihre vermeintlichen Kritiken lasen sich eher wie Werbetexte, bisweilen ohne jeden Informationsgehalt; es hätte Max nicht gewundert, wenn PQ selbst hinter diesen Texten stand.

Es gab zwei Möglichkeiten: Max konnte die PQ-App deinstallieren und vergessen, oder er beschäftigte sich intensiver damit. Er entschied sich für Letzteres. Wenn er sich nur mehr anstrenge, würde er einen besseren PQ erzielen. Bestimmt hatte er bei der Eingabe seiner Daten Fehler begangen, vielleicht hatte er sich vertippt oder war nicht präzise genug gewesen. PQ war die App, auf die er gewartet hatte, er musste ihr eine Chance geben.

Dass PQs Erfolg nicht aufzuhalten war, wurde Nikolai endgültig bewusst, als es zu Beginn des neuen Jahres zum ersten Mal schlechte Presse gab. Er arbeitete seit Langem daran, mit PQ in die Medien zu gelangen; bis dahin hatten nur einige kleinere Sport-, Lifestyle- und Internetmagazine, online und offline, über PQ berichtet. Sie hatten die App kurz vorgestellt, meist zusammen mit anderen.

Und nun tauchte PQ ausgerechnet in der Titelgeschichte eines der größten deutschen Nachrichtenmagazine auf. Es ging darin um die Machenschaften einiger amerikanischer Internetriesen, die, glaubte man dem Artikel, nach der Weltherrschaft strebten und ständig auf der Suche nach Schlupflöchern waren oder sich diese selbst schafften, um Gesetzgebungen, Steuerverpflichtungen, Transparenzgebote zu umge-

hen. Ihr alleiniges Ziel bestünde darin, so viele Daten ihrer Kunden wie nur irgend möglich zu sammeln, diese dann zu einem hohen Preis an Unternehmen und teilweise sogar an Staaten oder Geheimdienste zu verkaufen und, damit dieses Geschäftsmodell auf Dauer funktionierte, die Menschen abhängig von ihren Produkten zu machen.

Diese Anschuldigungen mochten zutreffen, nur – neu waren sie nicht. DIE WOCHE machte einmal im Jahr mit einem vergleichbaren Titel auf, man hatte das alles schon so oft gehört, dass sich niemand mehr ereifern wollte, nicht einmal populistische Politiker. Wer immer noch behauptete, die Macht liege beim Einzelnen, jedem stünde es frei, ein bestimmtes soziales Netzwerk nicht zu nutzen oder die tonangebenden Suchmaschinen zu boykottieren, wurde müde belächelt. Der auch von DER WOCHE nur halbherzig initiierte Skandal blieb aus; allein das, was ganz hinten in dem Artikel stand, war für die meisten Leser neu und erregte ein wenig Aufsehen. Dort wurde nämlich ein Ausblick in die Zukunft gegeben, wurden neue Entwicklungen und Produkte beleuchtet, darunter PQ. In insgesamt nur fünf Sätzen wurde PQ – verkürzt und verfälschend, wie Nikolai fand – vorgestellt. Die Autoren prophezeiten PQ „ein gefährliches Potential“, sagten voraus, dass sich PQ „zu einer der größten Datenkraken in der Geschichte der Menschheit“ entwickeln und „alles bisher Dagewesene noch übertreffen“ könne. Diese Aussagen provozierten bereits wenige Stunden nach Erscheinen der aktuellen WOCHE böse Kommentare in sozialen Netzwerken.

Nikolai konnte nicht behaupten, von dem Artikel überrascht worden zu sein, hatte er doch zwei Wochen zuvor ein halbstündiges Gespräch mit einer Journalistin der WOCHE geführt. Mit diesem Ausmaß aller-

dings hatte er nicht gerechnet. Er war davon ausgegangen, die Journalistin würde an einer Art Ratgeber-Artikel arbeiten, vielleicht für eine der zahlreichen Beilagen der WOCHE, denn sie hatte davon gesprochen, an einem Stück über Self-Tracking-Apps zu schreiben. Ihre Fragen waren nicht einmal sonderlich kritisch gewesen, Nikolai hatte das Gespräch sogar als angenehm empfunden, wobei er sich in Acht genommen und nur sehr kontrollierte Antworten gegeben hatte. Im Nachhinein war er froh, ihrem Drängen, sich im Büro von MidaMedia zu treffen, nicht nachgegeben zu haben. Nikolai hielt es für ausgeschlossen, irgendjemanden in der WG von David und Micha zu einem Geschäftstermin zu empfangen, und hatte darum ein Café als neutralen Treffpunkt vorgeschlagen.

David und Anna hatte er das Gespräch mit der Journalistin als vollen Erfolg verkauft, hatte – und darüber ärgerte er sich besonders – eine Art kostenlose Werbung in der WOCHE für PQ in Aussicht gestellt. Entsprechend bestürzt, regelrecht geschockt reagierten sie nun auf das Ergebnis. Vor allem Anna nahm den Angriff persönlich und hinterfragte PQ bei einem ersten Krisengespräch grundsätzlich:

„Vielleicht haben sie ja recht ... Ich meine, was ist denn, wenn wir die Kontrolle über alle diese Daten, die wir speichern, verlieren ... wenn die in die falschen Hände geraten und missbraucht werden ... Wie sicher speichern wir die eigentlich? Wir wollten die Welt mit PQ doch besser machen, und jetzt sieht es so aus, als ob ... Was die hier schreiben, das ist doch ... das klingt ja wirklich schrecklich ... an so was möchte man ja nicht beteiligt sein.“

Wieder einmal zeigte sich, warum Anna für PQ arbeitete: weil sie mit dem Geschäftsführer zusammen war. Qualifikationen brachte sie keine

mit. Sie kannte weder das Produkt richtig, noch stand sie dahinter, und wenn es Probleme gab, drohte sie die Nerven zu verlieren. Sie war zwar oft gut darin, die anderen mit ihren abweichenden Ansichten herauszufordern und kritische Fragen zu stellen, aber wenn es um Inhaltliche ging, wenn folgenschwere Entscheidungen getroffen werden mussten, war sie zu nichts zu gebrauchen. David schien Nikolais Meinung über Anna zu teilen und ging erwartungsgemäß nicht auf die Bedenken seiner Freundin ein, und auch Micha erklärte ihr nicht, welche Daten wann und wie gespeichert wurden.

Interessant zu beobachten war Davids Reaktion: Er, der sonst gerne den großen, visionären Geschäftsmann gab, der davon träumte, ein Unternehmen mit mehreren Dutzend Angestellten zu leiten und ein einzigartiges Produkt wie PQ am Markt durchzusetzen, war mit der Situation heillos überfordert, sprach allen Ernstes davon, DIE WOCHE wegen „Behauptung falscher Tatsachen“ oder „Rufschädigung“ verklagen zu wollen, und dabei sah er so aus, als würde er sich am liebsten irgendwo verkriechen. Neu für ihn, Anna und Micha war die Kritik an PQ, die Verachtung, die Häme, die persönlichen Angriffe, landete Derartiges doch normalerweise ausschließlich bei Nikolai. Nun liefen alle Kanäle damit über, es hagelte wütende Kommentare auf der Seite von PQ, auf Facebook, auf Twitter, auf YouTube, in anderen sozialen Netzwerken, in Foren – und auch direkt in Davids Postfach, den man, als Geschäftsführer von MidaMedia nicht ganz zu Unrecht, für alles verantwortlich machte. Das Schlimmste aber war, dass so viele Medien das taten, was sie am besten konnten: Sie schrieben voneinander ab und verstärkten so die auf PQ hereinbrechende Lawine, und weil sie alle, im Unterschied übrigens zum ursprünglichen

Artikel in der WOCHE, von einem Skandal sprachen, mussten David, Anna, Micha und Nikolai plötzlich einen Skandal von PQ abwenden.

Nikolai hätte erwartet, sich vor den anderen rechtfertigen und entschuldigen zu müssen, doch da bei ihnen eine Stimmung vorherrschte, als würden sie PQ am liebsten vom Markt nehmen und die Firma schließen, da die anderen mit allem überfordert waren, befand er sich in der Position, als Einziger brauchbare Lösungsvorschläge anbieten zu können. „Natürlich sind wir jetzt in einer blöden Lage“, sagte er, „aber ich denke eigentlich, dass es ganz normal ist, dass man mit einem Produkt wie PQ früher oder später Kritik erntet. So geht es allen, die etwas Neues versuchen. Eigentlich hatten wir bisher bloß Glück, dass das nicht schon vorher passiert ist.“

„Das hilft uns jetzt aber nicht weiter“, erwiderte David resigniert.

„Wir müssen uns ganz grundsätzlich fragen, ob wir das, was wir hier tun, vertreten können ... ob es das Richtige ist“, meinte Anna.

Nikolai widersprach: „Dafür haben wir momentan leider keine Zeit. Jetzt müssen wir erst mal retten, was zu retten ist. Das heißt, alle Anfragen und Beschwerden so schnell wie möglich beantworten ... und uns offensiv mit der Kritik auseinandersetzen ... und insgesamt PQ und seine Geschichte noch besser erklären. Ich kann damit sofort anfangen.“

Angesichts der Menge der zu beantwortenden Anfragen, schriftlich und telefonisch, überlegte Nikolai kurz, ob er die anderen um Hilfe bei der Bearbeitung bitten sollte, hielt es aber für taktisch klüger, allein dafür verantwortlich zu sein.

Zunächst verschaffte er sich einen Überblick über die Art der Anfragen und Vorwürfe, um anschließend eine Reihenfolge darüber zu er-

stellen, womit er beginnen sollte. Als Erstes rief er alle Journalisten an, die auf Stellungnahmen warteten. Es war ihm wichtig, persönlich mit ihnen oder einem Vertreter ihrer Redaktionen zu sprechen, obwohl es für ihn leichter gewesen wäre, per E-Mail zu antworten. Er fand schnell heraus, wie wichtig es war, Sicherheit in der Stimme zum Ausdruck zu bringen und so eine gewisse Überzeugungskraft auszustrahlen. Der Tonfall sollte zugleich vertrauensvoll und distanziert wirken, es musste beim Gegenüber so ankommen, als gäbe man exklusive Informationen heraus, als öffnete man sich dem jeweiligen Gesprächspartner in besonderer Weise, ohne anbiedernd zu klingen. Das war eine Herausforderung, die Nikolai nach seiner eigenen Einschätzung nicht schlecht meisterte. Am Anfang des Gesprächs klangen die meisten Journalisten noch skeptisch, manchmal sogar herablassend, die wenigsten nahmen ihn ernst, weil sie sich über MidaMedia informiert hatten und wussten, welche kleine, unprofessionell organisierte Firma hinter PQ steckte und welche undankbare Aufgabe Nikolai als Verteidiger dieser in der Kritik stehenden Marke zukam. Er hatte aber den Eindruck, im Laufe vieler Gespräche an Respekt zu gewinnen und seine Botschaft überzeugend zu vermitteln. Was die Journalisten dann daraus machten, war ihre Sache; Nikolai war es wichtig, getan zu haben, was er tun konnte.

Um zehn Uhr rief Laura an und forderte ihn auf, endlich nach Hause zu kommen. Sie hatten den ganzen Tag über auf WhatsApp geschrieben. Nikolai war seit dreizehn Stunden im Büro, morgen stand ein weiterer langer Tag bevor. Erst als er nach Stunden ohne Unterbrechung wieder von seinem Platz aufstand, merkte er, wie müde und erschöpft er war. Micha saß noch immer an seinem Computer, auch

David war nach längerer Abwesenheit wieder im Büro aufgetaucht. Seit dem Krisengespräch vom Vormittag hatten sie nicht miteinander gesprochen, nicht einmal jetzt, wo Nikolai aufbrach, sagte David etwas zu ihm. Er erkundigte sich weder nach dem Stand der Dinge, noch bedankte er sich bei Nikolai für dessen Einsatz.

„Er wirkt total lethargisch ... weggetreten ... total überfordert“, berichtete er Laura, als er zu Hause war. Sie hatte Essen für ihn aufgehoben, das sie in der Mikrowelle warm machte.

Lauras Mitleid für David hielt sich in Grenzen. „So geht das aber nicht!“, empörte sie sich. „Die können dich doch nicht die Drecksarbeit machen lassen und sich aus allem raushalten. Was würden sie denn ohne dich machen?“

„Ohne mich wären wir ja gar nicht in dieser Situation. Immerhin habe ich das Interview –“

„Ach, Quatsch! Die hätten den Artikel auch ohne das Gespräch mit dir gebracht. Und zwar genau so! Und so schlecht ist das doch eigentlich auch gar nicht, wenn man mal drüber nachdenkt. Klar, jetzt regen sich erst mal alle auf, aber das ist doch immer so, das ist normal. Damit muss eine Firma wie eure umgehen können.“

„Das denke ich ja auch –“

„Ich meine, erkennt ihr denn nicht, wie gut diese Aufmerksamkeit für euch eigentlich ist? Über Nacht seid ihr plötzlich zu einer Marke geworden, die jeder kennt. Jetzt kommt es doch bloß darauf an, was ihr daraus macht. Ob ihr es schafft, diese Aufmerksamkeit für euch zu nutzen ... Statt zu reagieren, solltet ihr endlich mal anfangen zu agieren ... offensiver mit der Situation umgehen ... Meinungen und Positionen streuen ... klarmachen, wofür PQ steht ... was das Neue daran ist ...

warum es die Welt verändern wird, wenn man so pathetisch sein will ...

Das hier ist PQs Chance, das ist deine Chance!“

„Wahrscheinlich hast du recht ...“

„Natürlich habe ich recht! Das Erste, was du morgen machst, ist, du gehst zu David und verlangst, offiziell zum Pressesprecher ernannt zu werden.“

Laura wusste, wie verwirrend es für Journalisten sein konnte, mit PQ oder MidaMedia in Kontakt zu treten, weil nicht klar war, an wen man sich wenden sollte. Die Firmen-Homepage war unübersichtlich und veraltet, und auf der Seite von PQ fand sich nur eine info@pq-E-Mail-Adresse, kein persönlicher Ansprechpartner, geschweige denn eine spezielle Kontaktmöglichkeit für Presseanfragen. Alles lief über Nikolai, aber offiziell und für alle erkennbar dazu autorisiert worden, in PQs Namen zu sprechen, war er nie. In seiner E-Mail-Signatur verzichtete er bewusst auf die Angabe eines Jobtitels, schrieb nur: „Nikolai Wienke / PQ“; seinen eigentlichen Jobtitel: „Community Manager“ benutzte er nie.

„Das ist doch nur fair, du hältst ja für sie dein Gesicht und deinen Namen hin. Persönliche Anfeindungen gehen gegen dich, nicht gegen die anderen“, sagte Laura. In der Öffentlichkeit repräsentierte allein Nikolai PQ, der Geschäftsführer und der Entwickler traten so gut wie nie in Erscheinung. Nikolai hatte sich an Differenzen und Beleidigungen in sozialen Netzwerken und in E-Mails gegen ihn, an Schläge unter die Gürtellinie, gewöhnt, erachtete sie als Teil seines Jobs, versuchte, möglichst professionell damit umzugehen. Das war gut für PQ, eine Selbstverständlichkeit war es nicht.

„Und wenn du schon einen neuen Jobtitel bekommst, dann ist natürlich auch eine deutliche Lohnerhöhung fällig.“

„Ach komm ... ich kann doch nicht ... in dieser Situation ... wo wir gerade so viele andere Probleme haben ...“

„Das ist ja erst mal nicht dein Problem! Du musst auch mal an dich denken ...“

„Außerdem bin ich mit meinem Gehalt eigentlich auch ganz zufrieden. Du hast doch selbst gesagt, dass es ganz schön viel –“

„Ja, am Anfang! Aber nicht für das, was du jetzt tust. Du hältst den ganzen Laden doch zusammen! Du hast PQ bekannt gemacht! Wenn sie dich nicht hätten, hätten sie ihre Firma längst zumachen können. Und außerdem sind wir jetzt zu dritt ...“

Ihre Tochter Elisa war im Sommer geboren worden.

„Ich will David ja jetzt nicht erpressen –“

„Das tust du auch nicht – wenn du es nur richtig verkaufst. Du musst dir nur die richtigen Argumente zurechtlegen.“

Das tat Nikolai. Als er am nächsten Morgen ins Büro kam, bat er David um ein Gespräch. Sie zogen sich in Davids Schlafzimmer zurück, um ungestört zu sein. David sah noch niedergeschlagener aus als am Vortag, schien kaum geschlafen, sondern die Nacht damit verbracht zu haben, sich mit der Lektüre hämischer Kommentare im Internet zu quälen. Er tat Nikolai leid.

Nikolai hatte sich vorgenommen, sich von der allgemein vorherrschenden, destruktiven Stimmung nicht mitreißen zu lassen, er wollte, wie Laura es ihm empfohlen hatte, die Position des Optimisten einnehmen, der sich auf das Zukünftige konzentrierte und den Weg wies.

„Hast du schon die Stats von gestern gecheckt?“, begann er. „Wir hatten gestern über einundvierzigtausend Besucher auf PQ. An einem einzigen Tag! Das haben wir vorher in einem Monat nicht geschafft, und ich rechne damit, dass das heute noch mal mehr werden.“

„Ich weiß nicht, ob das gut oder schlecht ist.“

„Natürlich ist das gut! Wir sind endlich da, wo wir schon so lange hinwollten. Wir hatten gestern ... ich habe das mal ausgerechnet ... über zweitausend Prozent mehr Anmeldungen als sonst.“

„Was? Echt?“ David war sichtlich beeindruckt, kannte die neuesten Zahlen noch nicht.

„Es sieht zwar so aus, als ob alle Welt uns nur kritisieren und fertigmachen wollte, aber unsere User halten uns die Treue. Sie wissen, was sie an PQ haben und kümmern sich nicht um angebliche Datenskandale. Es gibt sehr viele Menschen, die uns vertrauen. Und: Wir ziehen neue User an! In Wirklichkeit ist dieser WOCHE-Artikel doch das Beste, was uns passieren konnte. Das hier ist unsere Chance! Endlich haben wir die Möglichkeit, aus unserer Nische herauszukommen und ganz, ganz groß zu werden. Wir werden gerade zu einer Marke, die jeder kennt.“

Diese Worte blieben bei David nicht ohne Wirkung. Zwar nach wie vor zurückhaltend, verwandelte sich seine Lethargie allmählich in Euphorie. „So kann man das natürlich auch sehen“, sagte er. „so habe ich das noch gar nicht gesehen ...“ Er richtete sich in seinem Stuhl auf, Nikolai konnte sich Davids voller Aufmerksamkeit sicher sein.

„Wir müssen jetzt bloß an unserem Bild in der Öffentlichkeit arbeiten. Das Gute daran ist: Eigentlich gibt es noch gar kein richtiges Bild von uns, wir können noch sehr stark beeinflussen, wie wir gesehen werden

wollen. Darum kann ich mich gern kümmern. Als Erstes brauchen wir eine Kommunikationsstrategie und einen PR-Plan ... ich bin gerade dabei, erste Entwürfe zu erstellen. Und dann ist es wichtig, dass wir die richtigen Leute ... meinungsstarke Journalisten, Blogger, *Influencers* ... auf unsere Seite ziehen. Wir müssen PQ als eine Größe am Markt etablieren, die man vielleicht kritisieren, aber die man sich nicht mehr wegdenken kann.“

„Das klingt ja ... ich weiß gar nicht, was ich sagen soll ... ich glaube, du hast recht ...“

„Wie gesagt, ich für meinen Teil tue, was ich kann, aber damit man mich da draußen ernst nimmt, ist es wichtig, dass ich entsprechend autorisiert bin. Im Moment weiß ich nicht richtig, wie ich Journalisten und Medienvertretern gegenüber auftreten soll. Es wäre wichtig ... also ... dass ich offiziell zum Pressesprecher von PQ ernannt werde.“

„Pressesprecher?“ wiederholte David. Offenbar hatte er noch nie über die Möglichkeit, einen Pressesprecher für PQ zu beschäftigen, nachgedacht. „Ja, das ... warum nicht? ... das ist ja bloß eine Formsache ...“

„Und wenn ich schon eine neue Position bekomme, dann müssten wir auch mal wieder über mein Gehalt sprechen.“ Nikolai hatte sich diese Worte mit Lauras Hilfe vorher genau überlegt, und war ein wenig beeindruckt, wie selbstsicher er sie vorbrachte. Hoffentlich interpretierte David das nicht als Überheblichkeit.

„Dein Ge... halt?“

„Ja.“ Nun galt es, die vorbereiteten Argumente schnell und schlüssig zu präsentieren. „In Anbetracht der Aufgaben, die auf mich zukommen ... und wenn man bedenkt, dass ich mein Gesicht und meinen Namen in der Öffentlichkeit für PQ hinhalte ... wenn man sich nur mal

die Verantwortung, die mir dabei zukommt, ansieht ... dann passt mein jetziges Gehalt nicht mehr dazu ...“

David sah ihn an, als könnte er es nicht fassen. Nikolai konnte kaum den Eindruck vermeiden, David zu überrumpeln und die Notlage von PQ zu seinem Vorteil auszunutzen, andererseits war er in einer denkbar günstigen Verhandlungsposition. David würde es sich nicht leisten können, ihn jetzt zu demotivieren, Nikolai war zurzeit der Einzige, der PQ aus dieser Krise herausführen konnte.

„Was stellst du dir denn vor?“, fragte David.

Ohne Zögern nannte Nikolai den zusammen mit Laura festgelegten Betrag. Das war ihr höchstes, das am wenigsten realistische Gebot, mit dem sie den Preis in die Höhe treiben wollten, um sich letztlich in der Mitte mit David zu treffen, dort, wo Nikolai hinwollte.

David schwieg lange. Gleich würde er sagen, womit Nikolai schon von Anfang an gerechnet hatte, nämlich dass er darüber nachdenken müsse. Stattdessen sagte er:

„Gut.“

Nur dieses eine Wort, sonst nichts.

„Gut“, sagte auch Nikolai. Ihm lagen viele Fragen auf der Zunge – ‘Du akzeptierst also mein Angebot? Ohne Widerrede? Warum?’ –, aber er zog es vor, nichts mehr zu sagen. Er hatte sein Ziel erreicht – mit einem noch besseren Ergebnis, als er erwartet hatte.

„Ich kümmere mich darum, deinen Vertrag zu ändern. Das muss aber wohl nicht heute sein, oder?“

„Morgen reicht auch“, antwortete Nikolai lächelnd.

Von diesem Tag an war er der Pressesprecher von PQ. Das war ein großer Karrieresprung, mit dem er nie gerechnet hatte – vor allem

nicht, als er seinerzeit bei MidaMedia zum Vorstellungsgespräch gewesen war.

Damals war Nikolai bereits seit einem halben Jahr arbeitslos gewesen. Aus Verzweiflung hatte er sich auf alle Stellen beworben, die seinem Profil möglicherweise entsprachen – möglicherweise, weil bei vielen Stellenausschreibungen gar nicht ersichtlich war, um welche Art Job es sich eigentlich handelte. So auch dieses Mal: MidaMedia suchte einen „Community- und Social-Media-Manager für Self-Tracking-Apps“. Was man sich darunter vorstellen durfte, verriet die Ausschreibung nicht.

Nur weil in der Anzeige von einem „journalistischen Hintergrund“ die Rede gewesen war, hatte Nikolai, der alle Job-Seiten nach dem Begriff „journalistisch“ durchsuchte, diese Ausschreibung überhaupt gefunden. Auf seiner Internetseite bezeichnete sich MidaMedia als „junges, aufstrebendes Internetunternehmen“; wie die Firma aufgebaut war, wie sie arbeitete und was man als Bewerber erwarten konnte, erfuhr man nicht. Soviel Nikolai auch googelte, über MidaMedia ließen sich keine aufschlussreichen Informationen in Erfahrung bringen. Er konnte sich daher kaum auf das Gespräch vorbereiten, und vermutlich war es auch besser, nicht allzu viel Zeit auf diese Bewerbung zu verwenden.

Das Büro von MidaMedia lag in Altona, in einer Wohnung in einem großen Altbau, nicht in einer Garage, wie Nikolai es sich ausgemalt hatte. Er solle bei *Sendermann/Jöchlinger*, Aufgang B, klingeln, hatte ihm die freundliche Anna, die ihn per E-Mail zum Vorstellungsgespräch eingeladen und sofort geduzt hatte, geschrieben. Aufgang B lag in einem malerischen alten Hamburger Hinterhof mit Spielplatz, Nikolai

entdeckte das Klingelschild sofort, ein Hinweis auf das Unternehmen fand sich an der Tür nicht.

Erst nach dem zweiten Klingeln erklang ein Summer. Auf welcher Etage die Wohnung lag, wusste Nikolai nicht, an jeder Tür, an der er vorbeikam, kontrollierte er das Namensschild. Bereits von der Treppe aus konnte er eine halb geöffnete Tür im dritten Stock erkennen; als er dort ankam, wurde sie von einem außergewöhnlich gut aussehenden Mädchen ganz geöffnet. Das Mädchen war barfuß und trug an diesem schwülen Tag ein luftiges helles Sommerkleid. Auch das machte Nikolai ein wenig nervös.

„Hi, du bist bestimmt Nikolai“, stellte sie fest und lächelte einnehmend.

„Ja.“

„Ich bin Anna ... hey ... schön, dass du da bist!“

„Danke.“

Sie ließ ihn in die stickige Wohnung, in einen kleinen, mit jeder Menge Kartons vollgestellten Eingangsbereich.

„David!“, rief Anna in einen der benachbarten Räume. Es gingen mehrere Türen vom Flur aus ab, und alle waren geöffnet. „Willst du was trinken?“, wandte sich Anna wieder an Nikolai.

„Ähm ... ja ... Wasser vielleicht ... danke.“

„David? Kommst du? Der Nikolai ist da.“

Anna führte ihn in die Küche, die aussah, als hätte dort gerade eine Party stattgefunden. Überall standen Pizzakartons, leere Bierflaschen und benutzte Gläser herum. Abgestandener Zigarettenqualm lag in der Luft.

„Sorry, wir haben gestern ein bisschen gefeiert und – noch nicht aufgeräumt.“ Sie lächelte schon wieder.

Anna nahm eines der benutzten Gläser und spülte es unter dem laufenden Wasserhahn ab, dann wartete sie noch einige Zeit, bis sie es mit kühlem Wasser füllte. „Die Leitungen hier sind so alt ... man muss es erst ein bisschen laufen lassen“, sagte sie lächelnd. Immer wenn sie etwas zu ihm sagte, sah sie ihm direkt in die Augen und lächelte. Nikolai vergaß fast, warum er hier war.

„Hast du es gleich gefunden?“, fragte sie dann. Die klassische Überbrückungsfrage.

„Du hattest ja genau geschrieben, wo ich klingeln muss. Sonst hätte ich es nicht gefunden. Es gibt gar kein Schild ...“

„Das ist auch eine der tausend Sachen, die auf der To-Do-Liste stehen.“

„Uns gibt’s noch nicht so lange,“ sagte jemand in der Tür und kam mit ausgestreckter Hand auf Nikolai zu. „Ich bin David – hallo.“

„Nikolai, hallo. Freut mich.“

Wie Anna, war auch David sehr jung – jünger etwa als Nikolai selbst? Er trug Shorts und ein verwaschenes T-Shirt und war ebenfalls barfuß – Nikolai kam sich eindeutig overdressed vor in seinen dunklen Schuhen, der feinen Hose und dem weißen Hemd. Wenigstens hatte er sich zu Hause im letzten Moment noch gegen das Jackett entschieden.

„Ich wohne hier zusammen mit Micha ... er arbeitet auch für MidaMedia ... wir haben die Firma zusammen gegründet ... letztes Jahr ... Micha ist heute nicht da ... er hat heute mündliches Examen ...“

„Oh, spannend“, sagte Nikolai. „In welchem Fach?“

„Informatik. Seine letzte Prüfung. Danach ist er endlich fertig mit der Uni ... Ich selbst studiere auch noch ... BWL ... werde aber im Herbst fertig. Dann können wir uns endlich voll der Firma widmen.“

„Ich studiere noch etwas länger“, fügte Anna hinzu, die jünger als David wirkte, „und arbeite hier zwei bis drei Tage die Woche.“

„Und was wir machen“, sagte David, „also die Firma ... das ist –“

„Sollen wir nicht lieber ins Büro gehen?“, unterbrach Anna ihn.

Sie gingen in einen größeren Raum, der offenbar erst kürzlich als Büro eingerichtet worden war. Vor dem Fenster standen, einander gegenüber, zwei Schreibtische. „Da sitzen Micha und ich“, sagte David, „an dem kleinen neben der Tür sitzt Anna, wenn sie da ist ... und hier“, – er zeigte auf einen neuen Schreibtisch an einer der Wände, auf dem nicht mehr als ein noch nicht angeschlossener Monitor stand –, „ja hier ... könntest du sitzen.“

David zeigte ein schiefes Lächeln, schien seine Äußerung im Moment des Aussprechens zu bereuen. Nikolai konnte sich überhaupt nicht vorstellen, hier zu arbeiten. Wie ein Unternehmen sah das Ganze nicht aus. Kein Vergleich zu der gut ausgestatteten, hektischen Redaktion, in der er bislang gearbeitet hatte.

„Setz dich doch.“ Anna schob ihm einen Drehstuhl zu, sie und David nahmen sich zwei andere, sodass sie nun in einer Art Sitzkreis in der Mitte des Raumes saßen. Nikolai wusste nicht recht, wie er sitzen sollte, hätte seine Beine lieber unter einem Tisch versteckt.

„Wir erzählen dir am besten erst mal etwas mehr über die Firma“, begann Anna. „Was wir machen ... und dann über den Job ... und dann haben wir ein paar Fragen an dich ... und du hast bestimmt auch Fragen.“ Sie hielt verschiedene Notizzettel in den Händen, während David

schlaksig und mit offenem Mund auf seinem Stuhl saß. Er sah aus, als hätte er in seinem ganzen Leben noch an keinem Vorstellungsgespräch teilgenommen – weder auf der einen noch auf der anderen Seite. „Soll ich was über die Firma erzählen?“, fragte sie David. „Oder willst du?“ David überließ Anna gern diese Aufgabe.

„Also“, sagte Anna und sah Nikolai lächelnd an, „es ist gar nicht so ganz einfach zu beschreiben, was wir genau machen. In einem Satz lässt sich das nicht sagen. Micha ... er studiert Informatik ... wie David ja auch schon gesagt hat ... er programmiert und codet eigentlich schon immer irgendwelche Sachen ... seit er denken kann sozusagen“, – David und Anna lachten –, „früher Browserspiele und so was ... einige davon waren ziemlich erfolgreich ... zum Beispiel *Lucky Leopards* ... das war so ziemlich das erfolgreichste ... hast du vielleicht schon mal gehört ...?“

„Ja, gehört schon ...“, antwortete Nikolai schnell, dabei hatte er noch nie davon gehört. Er spielte eher selten online.

„Inzwischen hat er sich aber auf Apps spezialisiert ... vor allem Self-Tracking-Apps ... zum Beispiel einen ziemlich gut laufenden Schritt- und Kalorienzähler ... und eine sehr erfolgreiche App, mit der man das eigene Schlafverhalten messen kann ... so was eben ... wobei wir die Schlaf-App mit einer anderer Firma zusammen entwickelt haben ...“

„Spannend“, sagte Nikolai.

„Ja. Gerade arbeiten wir an einer App, mit der man die eigene Stimmung messen kann ... es gibt eine Firma in den USA, die so was Ähnliches entwickelt hat ... wir hoffen, dass wir es besser machen können.“

„Und die verkauft ihr dann?“, fragte Nikolai – zum einen um Interesse zu signalisieren, zum anderen weil er nicht verstand, wie dieses Unternehmen eigentlich Geld verdiente.

„Teilweise, ja“, antwortete David. „Es gibt verschiedene Einnahmequellen. Die Erfahrung zeigt, dass viele Leute nicht für Apps bezahlen wollen ... und das kann ich auch gut verstehen ... vor allem bei den Apps, die wir entwickeln und vermarkten, ist es so, dass man ihren Wert erst richtig erkennt, wenn man sie getestet und eine Zeit lang benutzt hat ... Teilweise verdienen wir auch Geld, indem wir Lizenzen zu unseren Apps vergeben, sodass andere sie auf ihren Seiten einbetten ... oder Unternehmen sie für ihre Mitarbeiter nutzen können ... das ist auch schon vorgekommen ... Und worin wir ziemlich gut sind, das ist Inbound-Marketing ... das heißt: unsere Apps zu promoten ... mit Hilfe von SEO zum Beispiel ... und Social Media. Das Ziel ist, dass unsere Apps nicht bloß als geschlossenes Universum funktionieren, sondern mit anderen Tools und Internetseiten verschmelzen ... ein eigener Kosmos werden, wenn man so will ... ein wirklicher Teil des Internets sozusagen ... wir versuchen, eine eigene Welt um unsere Apps herum aufzubauen ... eine Geschichte ... eine Story zu jeder App zu erzählen, damit die Leute besser verstehen, warum sie sie benutzen sollen ... verstehst du?“

„Ich denke schon, ja.“

„Und das machen wir teilweise auch für Apps, die andere entwickelt haben.“

„Meistens sind das Einzelkämpfer“, ergänzte Anna, „die tolle neue Apps entwickeln, aber denen die Ideen und die Mittel fehlen, ihre Apps bekannt zu machen ... mit denen arbeiten wir dann zusammen ...

aber wir wollen das in Zukunft noch ein bisschen größer aufziehen und mit richtigen Firmen zusammenarbeiten.“

„Und deshalb brauchen wir jemanden, der uns dabei hilft!“, sagte David.

„Wir brauchen jemanden, der gut schreiben kann“, erklärte Anna, „jemand, der mit unseren Usern auf Augenhöhe kommunizieren kann ... und der verschiedene Communitys rund um unsere Apps aufbaut.“

„Klingt spannend.“

„Ja, das ist es auch“, bestätigte David, „da gibt es definitiv was zu holen ... und deshalb wollen wir da jetzt mehr investieren.“

„Wir arbeiten gerade an einem sehr, sehr spannenden Projekt: eine App, die verschiedene Self-Tracking-Daten bündelt und daraus dann einen Quotienten bildet ... wir nennen das Persönlichkeitsquotient –“

„Das ist aber noch nicht ... spruchreif“, unterbrach David Anna.

Sie wurde rot. „Hätte ich das nicht sagen dürfen?“

„Das Ganze ist noch ziemlich geheim, deshalb sprechen wir darüber noch nicht“, antwortete David an Nikolai gerichtet.

„Hättest du denn Lust dazu?“, fragte Anna und überspielte ihre Verlegenheit.

Nikolai zögerte. „Ja. Also Schreiben, das kann ich ja schon ... und in meinem Volontariat hatte ich auch viel mit SEO zu tun ...“

„Wenn du frei wählen könntest“, fragte Anna, „was wäre denn dann dein Traumberuf?“ Die Standardfrage! „Doch bestimmt Journalist, oder?“

Nikolai hatte ein achtzehn-monatiges Volontariat bei der Online-Ausgabe eines großen Wirtschaftsmagazins absolviert. Trotz gegenteiliger Absprachen war er nach Ende des Volontariats nicht übernom-

men worden, nicht einmal einen befristeten Vertrag hatten sie ihm geben wollen, dabei hatte es an seiner Arbeit nie etwas auszusetzen gegeben. Seine verschiedenen Vorgesetzten hatten ihm in regelmäßigen Abständen versichert, dass sie sich dafür einsetzen würden, ihn zu übernehmen; und als daraus dann nichts geworden war, hatten sie die Verantwortung dafür zwischen sich hin- und hergeschoben: der Ressortleiter auf den Chefredakteur, der Chefredakteur auf die Verlagsleitung, und die Verlagsleitung begründete die ständigen Mittelkürzungen stets mit der allgemeinen wirtschaftlichen Lage innerhalb der deutschsprachigen Medienlandschaft. Das Magazin war seit Jahren dafür bekannt, überdurchschnittlich viele Volontäre und Praktikanten zu beschäftigen – von *Ausnutzung* war die Rede –, Nikolai war dennoch so naiv gewesen, davon auszugehen, man würde bei ihm eine Ausnahme machen. Die letztliche Erkenntnis, dass er bald ohne Job dastehen würde, hatte ihn unvorbereitet getroffen. Niemand, dem er davon erzählte, verstand, wie er sich so lange in Sicherheit hatte wiegen können, ohne sich rechtzeitig nach anderen Optionen umgeschaut zu haben.

„Nein, eigentlich nicht ... Journalist war nie mein Traumberuf. Ich bin durch Bekannte in verschiedene Praktika reingerutscht und dadurch dann in das Volontariat ... und ich dachte eigentlich schon, dass ich auf jeden Fall die journalistische Schiene weiterverfolgen will ... aber das ist heutzutage gar nicht so einfach ... inhaltlich hat mir das immer viel Spaß gemacht ... aber die Bedingungen, unter denen man da arbeitet ... die sind teilweise schon gewöhnungsbedürftig ...“

„Inwiefern?“, fragte Anna interessiert nach.

„Na ja, ich will ehrlich sein –“

„Gerne!“

Anna lachte, David grinste, und Nikolai schloss sich mit einem Lächeln an.

„Na ja, es ist so, dass man da jeden Tag mindestens zehn Stunden am Stück arbeitet ... gerne auch am Wochenende ... und die Journalisten, die ich da erlebt habe ... also die, die schon eine Zeit lang dabei sind ... die meisten von denen haben außerhalb der Redaktion gar kein richtiges Leben ... die geben alles für ihren Job ... und dafür verdienen die echt schlecht ... und am Ende kann es ihnen dann passieren, dass sie von einem Tag auf den anderen vor die Tür gesetzt werden ... weil eine Zeitung nach der anderen zumacht.“

Eigentlich hatte sich Nikolai andere Erklärungsstrategien zurechtgelegt. Er wolle sich neu orientieren, sei jemand, der immer neue Herausforderungen suche, und finde die Beschreibung des Jobs, für den er sich gerade beworben hatte, unglaublich spannend. Weil er einerseits das möglicherweise trügerische Gefühl hatte, bei Anna und David mit der Wahrheit keinen allzu negativen Eindruck zu hinterlassen, und weil für ihn andererseits so gut wie nichts auf dem Spiel stand, da dieser Job, so es ihn denn gab, bestimmt nicht der richtige für ihn war, erfand er keine beschönigenden Erklärungen.

„Das kann ich gut verstehen“, sagte Anna und klang, als meinte sie das. „Bei uns gilt das Motto: *Wir arbeiten, um zu leben!* Nicht umgekehrt. Das darf man nicht falsch verstehen ... wir sind wirklich von dem überzeugt, was wir hier tun, und wir geben alles, damit unsere Apps richtig gut werden und den Leuten wirklich was bringen ... aber wir vergessen auch nicht, dass das nicht die komplette Erfüllung sein kann ... Deshalb ist es uns auch wichtig, wen wir einstellen ... dass wir jemanden finden, der hier reinpasst und mit dem man auch mal ein Bier trinken

kann ... das Soziale ist uns schon sehr wichtig ... wir wollen nicht nur miteinander arbeiten, sondern auch Spaß zusammen haben ... einfach weil wir so viel Zeit zusammen verbringen ... aber ganz ungezwungen natürlich, auf freiwilliger Basis ... du hast ja in der Küche gesehen, wie das zum Beispiel aussehen kann“ –, sie lächelte –, „also im Moment sind wir natürlich noch nicht so viele ... außer David, Micha und mir gibt es noch ein paar Freelancer, die aber überwiegend von zu Hause aus arbeiten und nur ab und zu ins Büro kommen ... das Büro gibt es auch noch gar nicht so lange ... also als richtiges Büro ... bis vor einem Monat hat hier noch ein dritter Mitbewohner gewohnt ... aber was ich sagen wollte ... wir sind zwar noch nicht so groß ... und man kann vielleicht nicht sofort erkennen, dass wir eine Firma sind ... und auch wenn alles für Außenstehende vielleicht erst mal merkwürdig aussieht ... haben wir ... also David, Micha und ich ... doch schon recht genau vor Augen, wie die Firma, die wir in den nächsten Jahren richtig aufbauen wollen, aussehen soll ... Wir wollen gern mit jungen und kreativen Menschen zusammenarbeiten, die wirklich was können, die für das, was sie tun, brennen ... wir wollen nicht so staubtrocken sein wie alle anderen ... bei uns wirst du zum Beispiel nicht erleben, dass wir zu dir sagen, dass du von acht bis sechzehn Uhr arbeiten musst ... das entscheidest du selbst ... und du entscheidest auch selbst, wie viel du arbeitest ... wir schauen auf die Resultate, nicht ob du hier vierzig Stunden in der Woche abgesehen hast ...“

„Und um noch mal auf die Apps zu sprechen kommen“, sagte David.

„Ich weiß selbst, wie sich das anhört, wenn wir darüber sprechen ... wenn ich anderen Leuten versuche zu erklären, was wir machen, sehen sie mich abschätzig an und denken ... das sagen sie nicht, aber das weiß

ich ja: 'So, und damit verdient ihr Geld? Mit irgendwelchen tollen Apps, die die Welt nicht braucht?' Das Gegenteil ist der Fall: Wir entwickeln Apps, die die Welt braucht, die sie bereichern ... die anderen Menschen weiterhelfen ... wir müssen sie nur promoten und die Menschen davon überzeugen. Wenn man hört *Kalorienzähler*, denkt man vielleicht: 'Braucht es das wirklich?' Aber vielen Leuten, die Probleme mit ihrem Gewicht haben ... gesundheitliche Probleme ... denen konnten wir also schon viel weiterhelfen ... das Gleiche gilt für unsere Schlaf-App ... das klingt wie moderner Schnickschnack, aber wir kriegen immer wieder Reaktionen von Leuten, deren Leben wir teilweise verändert ... wirklich verbessert ... haben ..."

„Das ist dann schon schön, so eine Bestätigung zu bekommen“, fügte Anna hinzu.

„Und wir sind erst am Anfang ... Ich bin wirklich davon überzeugt, dass wir die Welt mit unseren Apps ein Stück weit besser machen werden. Da gibt es so viel Potential. Heute kann sich ja noch niemand vorstellen, wie es in drei, vier Jahren aussehen wird. Das ist sehr spannend.“

Anna und David stellten ihm noch einige weitere Fragen, und dann fragte David:

„Wann könntest du denn anfangen?“

„Na ja ... also ... ich habe ja gerade keinen Job ... also eigentlich sofort.“

„Montag?“

„Im Prinzip, ja.“

„David und ich müssen uns nach dem Gespräch natürlich erst mal beraten“, stellte Anna klar, „aber wir rufen dich dann so bald wie möglich an.“

„Habt ihr denn ... wenn ich das fragen darf ... habt ihr denn viele Leute zum Vorstellungsgespräch eingeladen?“

„Nur dich“, sagte Anna und lächelte.

„Oh ... wow!“

Was Nikolai hier in der letzten halben Stunde erlebt hatte, klang zu gut, um wahr zu sein. Aber er ahnte schon sehr genau, wo der Haken war, und weil er in diesem Gespräch bislang mit Ehrlichkeit so gut gefahren war, fragte er direkt: „Und ... das Gehalt ... wie sieht das aus?“

Jetzt würden sie ihm, da war er sicher, erzählen, dass sie ja bisher bloß ein junges, aufstrebendes Unternehmen seien, dass sie noch nicht so viel Umsatz machten, und dass es allen Leuten, die für MidaMedia arbeiteten, nicht ums spröde Geld, sondern um die Gemeinschaft, um Weltverbesserung und Selbstverwirklichung gehe ... deshalb könnten sie ihm fürs Erste nur ein Praktikum oder schlecht bezahlte Projektarbeit anbieten.

„Das Gehalt ...“, sagte David mit einem Mal sehr ernst. „Wir haben uns gedacht, dass das Einstiegsgehalt bei dreitausend Euro brutto liegt ... hinzu würde aber noch am Ende des Jahres ein guter Bonus kommen, wenn alles gut läuft ... das haben wir uns noch nicht genau überlegt, wie wir das in den Vertrag schreiben ... und je nachdem, wie es läuft, kann man dann natürlich noch mal verhandeln ... Ist das denn ungefähr so das, was du dir vorgestellt hattest? In dem Volontariat wirst du doch wohl auch nicht mehr bekommen haben?“

Nein, in seinem Volontariat hatte er wesentlich weniger im Monat verdient. Er konnte es fast nicht glauben und war kurz davor, noch einmal nachzufragen.

„Nein, nein, das ist schon gut, aber ... aber ich muss jetzt auch erst mal nachdenken ...“

„Das verstehen wir natürlich“, sagte Anna und stand auf. „Wie gesagt: Wir melden uns bei dir. Und wenn du noch irgendwelche Fragen hast, schreib mir einfach.“

Am Abend sprach er mit Laura. Sie war bis acht an der Uni und kam danach zu ihm. Kurz nach dem Vorstellungsgespräch hatte sie ihm eine SMS geschickt, mit der schlichten Frage:

„Und?“

„Erzähl ich dir heute Abend. Ich mach was zu essen ...“, hatte er geantwortet.

„Gibt's was zu feiern? :-)“, hatte sie sofort zurückgeschrieben.

„Weiß nicht :-) Berichte später.“

Anna hatte ihn bereits eine halbe Stunde nach dem Vorstellungsgespräch – er war noch nicht einmal wieder zu Hause gewesen – angerufen und ihm gesagt, dass sie gerne mit ihm zusammenarbeiten würden. Er hatte um einen Tag Bedenkzeit gebeten, es erstaunte ihn, wie schwer er sich mit der Entscheidung tat.

Auf der einen Seite konnte er es nicht fassen: Endlich bot ihm jemand eine richtige Stelle an, mit ordentlichem, gutem Gehalt, das seine Vorstellungen bei Weitem übertraf. Ausbeutung, Unsicherheit, ein lädiertes Selbstwertgefühl, kritische Blicke von Freunden und Bekannten, das tägliche Durchforsten unzähliger Jobannoncen, das Schreiben und Versenden von Bewerbungen: all das konnte mit einem Schlag der Vergangenheit angehören. Auf der anderen Seite konnte er sich nicht vorstellen, dass das Geschäftsmodell von MidaMedia auf Dauer funktionierte. Der Markt mochte größer sein als er glaubte, aber das war die

Konkurrenz in dieser Branche vermutlich auch. David und Anna klangen beide so naiv, wirkten nicht so, als könnten sie ein Unternehmen aufbauen und leiten. War das Scheitern dieser Firma nicht absehbar?

Als Laura ihm endlich bei misslungener Pasta und einem kühlen Glas Weißwein gegenüber saß, fiel es ihm nicht leicht, den Inhalt des Vorstellungsgesprächs wiederzugeben und seinen zwiespältigen Eindruck in Worte zu fassen. Was genau das für ein Job war, wie man sich damit vierzig Stunden die Woche beschäftigen konnte, verstand er selbst nicht. Laura schien sich trotzdem schnell ein Bild davon machen zu können, schon nach kurzer Zeit sagte sie:

„Natürlich nimmst du das an! Das klingt doch voll gut: Super Gehalt, nette Kollegen, spannende Aufgaben! Was spricht denn dagegen?“

„Ich weiß nicht ... das war alles so merkwürdig ... irgendwie ist das alles so unseriös.“

„Das macht es ja gerade so sympathisch! Du hast doch nichts zu verlieren! Du hast doch Probezeit und kannst dir erst mal alles in Ruhe ansehen ... und wenn es dir dann nicht gefällt, kannst du jederzeit wieder damit aufhören ...“